Schöne Geister und schöne Seelen

oder:

Denkmale der Freundschaft

berühmter Männer und Frauen

von

Fr. von Hohenhausen.

Motto: Pourquoi l'amour est-il le poison
Et l'amitié le charme de la vie?
C'est parce qu'elle est fille de la raison
Et l'amour est le fils de la folie!

Friedrich der Große.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Schöne Geister und schöne Seelen

oder:

Denkmale der Freundschaft

berühmter Männer und Frauen

von

Fr. von Hohenhausen.

Motto: Pourquoi l'amour est-il le poison
Et l'amitié le charme de la vie?
C'est parce qu'elle est fille de la raison
Et l'amour est le fils de la folie!

Friedrich der Große.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Schöne Geister und schöne Seelen

oder:

Denkmale der Freundschaft.

Schöne Geister und schöne Seelen

oder:

Denkmale der Freundschaft

berühmter Männer und Frauen

von

Fr. von Hohenhausen.

Motto: Pourquoi l'amour est-il le poison
Et l'amitié le charme de la vie?
C'est parce qu'elle est fille de la raison
Et l'amour est le fils de la folie!

Friedrich der Große.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Großherzog von Sachsen-Weimar

ehrfurchtsvoll gewidmet.

Vorwort.

Motto: „Seit meiner Jugend, ja seit meiner Kindheit hegte ich den Sehnsuchtstraum von idealer Freundschaft!" G. Sand.

Die Freundschaft zwischen Männern und Frauen ist häufig von der Spottlust und Zweifelsucht der Zeitgenossen verfolgt worden; sie ist sogar öfter für eine Unmöglichkeit erklärt, doch lassen sich die Beweise ihrer Existenz bis in die Zeiten des Alterthums hinaufführen, wo Sokrates und Diotima ihr Ideal verwirklichten.

Freilich hat man schon damals behaupten wollen, daß diese Art der Freundschaft eigentlich ein Zwillingsbruder der Liebe sei.

Wenn man diese Verwandtschaft nicht ganz in Abrede stellen kann, so muß auch zugegeben werden, daß der eine der Brüder oft als Dämon auftritt, der das Herz erschüttert und zerreißt — während der andere sich als Genius bewährt, der es tröstet und heilt unter dem Namen der Freundschaft.

Die Gelehrten streiten sich bekanntlich noch darüber ob Diotima wirklich gelebt hat oder nur ein Phantasiebild des poetischen Philosophen Plato gewesen ist,

der die Gespräche zwischen ihr und Sokrates der Nachwelt geschenkt hat.

Die Lehre von der Schönheit der Geister und der Seelen, von der Wechselwirkung des Eros und Anteros — dem platonischen System der Idealität — wird in dem Munde Diotimas zu einer Verklärung der Weiblichkeit, wie sie nur durch Ploto möglich werden konnte in der antiken Welt. Sie sah in den Frauen ja eigentlich nur untergeordnete Wesen! Wenn es wirklich keine Diotima gekannt, sondern er sie sich nur gedacht hätte wie sie sein konnte, so wäre er ein wahrhafter Frauenlob Griechenlands gewesen dieser götttliche Plato!

Er erzählte auch noch von einer andern Freundschaft, die Sokrates für geistreiche Frauen gehegt hat, für Aspasia und Lais. Erstere war die berühmte Freundin des Perikles, die dafür galt, daß sie ihm bei seinen Reden behülflich gewesen sei; sie wurde zum Unterschiede von einer viel späteren Aspasia, die Sokratische genannt, weil sie die Freundin des berühmten Weisheitslehrers war und philosophische Streitfragen mit ihm abhandelte, Lais ließ sich dagegen nur auf Scherzworte mit ihm ein, die ihn aber zu geistreichen Gegenreden anreizten. Der Titel beider Frauen klang nicht ehrenvoll, die strenge Sitte der griechischen Welt strafte bedenklich jedes weibliche Wesen mit harter Bezeichnung, welches nicht im Gynäceum, dem Frauengemach, sich verbarg, sondern im öffentlichen Leben erschien und mit Männern sprach. Erst das Christenthum hat die wahre Befreiung der Frauen vollzogen, indem es die Heiligkeit der Ehe und der Familie ihnen als Schutz und Erhebung

verlieh. Der Mariencultus hat das höchste Ideal der Weiblichkeit aufgestellt, weil er die Reinheit der Jungfräulichkeit mit der Liebesfülle der Mütterlichkeit verband. Man könnte auch die Behauptung wagen, daß Christus selbst ein schönes Beispiel der Freundschaft mit Frauen gegeben hat. Sein Verhältniß zu den Schwestern des Lazarus und zu Maria Magdalena ist ein Beweis davon.

In der Literaturgeschichte aller Zeiten lassen sich Momente aufzählen, in denen der Männergeist und die Frauenseele Verbindungen von reicher, edler Bedeutung schlossen. Man kann behaupten, daß alle Dichter durch weiblichen Einfluß begeistert und gehoben wurden. Die berühmten Namen, welche in dieser Sammlung genannt sind, ließen sich noch um das Doppelte vermehren, um als Denkmale der Freundschaft zwischen Männern und Frauen zu dienen. Wenn in den Lebensgeschichten, welche hier erzählt worden sind, die gefährliche Verwandtschaft der Gefühle von Liebe und Freundschaft sichtbar wird, so kann die Lesewelt nur dabei gewinnen, da sie dadurch neben dem Reiz des Romantischen den Reiz der Wahrheit kennen lernt.

Die Freundschaft zwischen schönen Geistern und schönen Seelen gleicht allerdings zuweilen der ächten Perle, die aus dem glänzenden Thautropfen der Liebe entstand, oder der Rose, die sich in eine Immortelle verwandelte. Den schönsten und richtigsten Namen dafür hat Cicero erfunden, als er von amor amicitiae sprach!

Inhaltsverzeichniß.

H. Simon und Gräfin Ida Hahn-Hahn.

Motto: Freundschaft ist die Liebe ohne Flügel.

Unter dem reichen stolzen Adel von Mecklenburg gab es zu Anfang dieses Jahrhunderts einen Mann, der durch seinen verschrobenen Charakter und seine verschwenderische Lebensweise allgemeines Aufsehen erregte. Es war der Graf Karl Friedrich Hahn-Neuhaus, eines der wilden Originale, wie sie sich in früherer Zeit oft in den abgeschlossenen Kreisen der vornehmen Welt ausbildeten. Er verschwendete sein ungeheures Vermögen in unglaublich toller Weise, namentlich unterhielt er auf seinen Schlössern eine Schauspielertruppe, um Abenteuer nach dem Vorbilde von Göthe's Wilhelm Meister zu erleben, der damals von Hohen und Niedern nachgeahmt wurde. Graf Hahn mußte schließlich zum Bettelstab greifen und durchzog mit seinen Schauspielern die weite Welt, wo er oft als Zettelträger und Schauspieldirector zugleich fungirte. Seine Familie wurde nur dadurch vom Untergang gerettet, daß eins der Güter Fideikommiß war, also nicht verkauft werden konnte. Dieses vielgeschmähte Institut zur Sicherstellung des Grundbesitzes ist viel segensreicher, als die Neuzeit begreifen will. Die Sequestration des Gutes warf eine kleine Summe für die Subsistenz der

Gräfin Hahn und ihrer Kinder ab. Das älteste derselben ist die als Weltdame, Schriftstellerin und Klosterfrau so berühmt gewordene Ida.

Sie ward am 22. Juni 1805 zu Tressow im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren und lebte in sehr beschränkten Verhältnissen mit ihrer Mutter in Rostock, später auch in Neubrandenburg und Greifswald. Im zweiundzwanzigsten Jahre machte sie zur Freude ihrer Familie eine ganz unerwartete reiche Heirath. Graf Hahn-Basedow, ein entfernter Verwandter ihres Hauses, bot ihr seine Hand. Mehr überrascht, als beglückt nahm sie dieselbe an, weil es ihr als Pflicht erschien, für ihre verarmte Familie Reichthum zu erlangen. Doch empfand sie es schon als Braut, daß sie im Begriff sei, ein Unrecht zu begehen, da sie ohne Liebe heirathete. Sie fiel auf das seltsame Auskunftsmittel, ihren Bräutigam vierzehn Tage vor der Hochzeit zu bitten, ihr die Freiheit zu schenken, weil sie ihn nicht lieben könne. Etwas stutzig gemacht, fragte er, ob sie denn einen Andern ihm vorzöge! Als sie dieß ehrlich verneinte, lachte er sie aus und behandelte ihr Geständniß als einen Beweis weiblicher Schüchternheit und Sprödigkeit, der sie in seinen Augen nur noch reizender machte. Sie war sonst eigentlich nicht schön zu nennen, nur zart und sehr ungewöhnlich sah sie aus. Eine schlanke, feine Gestalt, über mittlere Größe hinaus, hellblondes Haar und sehr frische Farben zeichneten sie aus, aber die Nase war etwas zu lang und eines der sonst schönen blauen Augen schielte. Ihre Hände und Füße waren ungemein zierlich; sie hat ihre Eitelkeit auf dieselben später in ihren Romanen durch Selbstvergötterung etwas lächerlich gemacht.

Der eigentliche Reiz ihres Wesens wurde durch ihre poetische Innerlichkeit hervorgebracht; sie war ernst und still, aber man ahnte in ihren bewegten, zarten Zügen die Fülle von Phantasie und geistigem Leben, wodurch sie später in der literarischen Welt so viel Aufsehen erregte.

Die phantastischen Eindrücke ihrer Kindheit, die durch das wilde Schauspielerthum im Schlosse ihres Vaters hervorgerufen waren, spiegelten sich immer in ihren Aeußerungen ab. Sie erzählte schon in ihrer frühesten Jugend so lebhaft und spannend, daß sie bei ihren Gefährtinnen „Scheherasade" hieß und ihre kleinen Improvisationen sehr beliebt waren.

Daß eine solche ungewöhnliche und poetische Erscheinung einem prosaischen Landjunker gefallen konnte, war allerdings ziemlich unbegreiflich. Graf Hahn war indeß anfangs aufrichtig verliebt, und es wird ihm nachgesagt, daß er im ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit Comtesse Ida ausgerufen haben soll: „Der Teufel soll mich holen, wenn das nicht meine Frau wird!" Er war ein sehr stattlicher Cavalier und der reichste Gutsbesitzer des reichen mecklenburger Landadels; seine Frau zu werden, galt gewiß für ein übergroßes Glück und Gräfin Ida wurde viel darum beneidet. Sie lernte es denn auch bald, eine reiche, gefeierte Dame zu sein. In den glänzenden Gesellschaften, die im Sommer in dem Seebade „Heiligendamm", diesem poetischen Stückchen Erde, vom himmelblauen Meer umrauscht, sich aufhielten, sah man sie zuerst als junge Frau. Die berühmten Pferderennen in Dobberan, denen sie beiwohnte, brachten ihr jedoch sehr bald die traurige Ueberzeugung, daß ihr Gemahl durch ihre Hand nicht von seinen noblen Passionen ge-

heilt worden sei. Seine Vorliebe für Pferde und Hunde kam ihr beinahe wie eine Beleidigung vor in den Flitterwochen; sie hatte mehr Weihrauch erwartet für das Opfer, ihn ohne Liebe geheirathet zu haben. Die erste Verstimmung der jungen Ehe wurde von rohen Kameraden und auch von koketten Frauen rasch ausgebeutet. Graf Hahn lernte es sehr bald, die Klagen seiner jungen Frau als „romantische Grillen" zu betrachten und sich über ihre Kälte durch „Andere" zerstreuen zu lassen. Einen Winter brachte das Ehepaar in München zu, und dort begann Ida Hahn die Kunst als Trösterin zu erkennen; ihr Gemahl aber faßte Verdacht gegen die Künstler und beantragte ganz plötzlich von seiner Frau geschieden zu werden. Er fußte dabei auf ihrem ersten Geständniß der Abneigung und setzte, unerbittlich gegen ihre Einwendungen, die Trennung der Ehe durch. Schon nach wenig Monaten vermählte er sich dann mit einer sehr schönen Gräfin Schlippenbach und nach deren Tode mit einer Freiin von Le Fort, welche ihn überlebte.

Gräfin Ida war noch während des Scheidungsprozesses Mutter einer Tochter geworden; kurz vor der Geburt derselben soll sie aus Verzweiflung über die Herzlosigkeit ihres Gemahls, der ihr Kind vaterlos machte, einen grausigen Fluch ausgestoßen haben, dahin lautend, daß dies Kind nie den Namen „Vater" aussprechen solle. Die Art der Erfüllung dieses Fluches war ein neues Unglück. Das schöne, überaus liebliche Mädchen kam taubstumm und blödsinnig auf die Welt! Es hat allerdings nie den Vaternamen ausgesprochen; wie ein blondgelockter Seraph sah man es einst bei einigen Kindern in einem Erziehungs-

institut auf dem Abendberge weilen, wo es auch im zarten Kindesalter gestorben ist.

Kaum fünfundzwanzig Jahr alt stand Gräfin Ida unglücklich und allein da; von ihrer Scheidung wurde viel gesprochen. Die ungerechten Urtheile, welche stets die schutzlose Frau mehr treffen, als den kampfbereiten Mann, zerrissen ihr das Herz und trieben sie zu Rachegedanken. Sie hat dieselben später bethätigt, als sie in ihren Romanen die vornehme Welt in grellen Farben schilderte. Zuerst suchte sie auf Reisen Zerstreuung für ihre Kümmernisse, sie ging nach Italien. Sie schrieb darüber, „weil ihre Gedanken wie wilde Ranken einen Gegenstand umfassen müßten," sagte sie; ihre Reisebriefe waren fast wie Gedichte. Sie pflanzte damit eigentlich einen neuen Zweig in die Literatur, der jetzt freilich vielfach mißbraucht worden und abgedroschen ist. Ihre „Venetianischen Nächte" sind wirkliche Poesieen, ein Nachklang von Byron's poetischen Erzählungen. Auch ein Bändchen „lyrischer Gedichte" gab Gräfin Ida heraus, die durch Neuheit der Gedanken, durch Glut und Innigkeit der Empfindungen Aufsehen erregten; sie gleichen ganz auffallend den Gedichten einer ihrer Zeitgenossinnen, Betty Paoli, sind aber schneller vergessen worden als diese. Nur durch Kompositionen haben sich einige im Gedächtniß der Jetztwelt erhalten, zum Beispiel: „O wärst Du doch mein eigen, wie lieb solltst du mir sein" u. s. w.

Im Jahre 1836 kehrte Gräfin Ida von ihren Reisen ins Haus ihrer Mutter, nach Greifswald, zurück. Die kleine Stadt gerieth in lebhafte Bewegung durch ihre Erscheinung. Sie war rasch eine berühmte Frau geworden; Poesie und Unglück hatten

ihr einen Nimbus auf die Stirn gedrückt. Die kleinstädtische Gesellschaft war gleichsam ein schnatternder Ententeich, in dem sie wie ein stummer Schwan ihr königliches Gefieder ausbreitete.

Aber in dem bescheidenen Gewässer sollte der Schwan die geheimnißvolle Lotusblume der Liebe finden; der Lebensroman der jungen Frau nahm eine ganz neue Wendung in Greifswald. Als literarhistorisches Factum muß hier eingeschaltet werden, daß Gräfin Ida ihren ersten Roman „Aus der Gesellschaft" nach ihren Greifswalder Erlebnissen aufzeichnete.

Es langweilte sich nämlich zu der Zeit ihrer Rückkehr nach Greifswald beim dortigen Appellationsgericht ein junger Assessor, Heinrich Simon; er war eben 31 Jahre alt geworden, was gewissermaßen die rechte Sommerzeit des männlichen Herzens ist. Seine Langeweile war eigentlich Sehnsucht, Durst nach Glück und Geist, nach Bewegung und Neuheit. Er war ein braver, junger Mann, er war fleißig und tugendhaft gewesen sein Lebenlang aus Neigung, es wurde ihm nicht schwer. Faul und lasterhaft zu sein, wäre ihm jedenfalls viel saurer geworden. Er war schön und klug, er war der Liebling einer klugen Mutter — man weiß ja, daß der beredte Mund einer solchen den Gottheitsstempel des Geistes auf die Stirne des Jünglings küßt, — ein schöner Ehrgeiz entflammte ihn, er hatte sich emporgeschwungen, er hatte studirt, gelernt, glänzende Examina gemacht, — aber nun sollte er warten, nun fand er seine Errungenschaften so gering, nun war er Assessor in einer kleinen Stadt, in deren großen Gesellschaften sich sein Herz zu Tode langweilte. Er schrieb damals an seine Geschwister in Breslau: „Ich muß fort von hier, es giebt hier keinen einzigen Menschen, dessen Umgang

erquickt; dabei keine Aussicht auf Carrière, keine interessante Wirksamkeit. Ein ewig trüber, wahrhaft englischer Nebelhimmel liegt hier über allen Zuständen."

— Am Abend desselben Tages lernte er die Frau kennen, die sein Herz wie einen Spielball in den Himmel und in die Hölle schleudern sollte.

„Ich widmete mich ihr den ganzen Abend, sie ist eine geistreiche, aber nicht liebenswürdige Frau, diese Gräfin Ida Hahn-Hahn, wie sie sich seit ihrer Scheidung nennt. Sie ist sehr interessant, da sie sich ganz offen ausspricht bis an die Grenzen der Weiblichkeit," schrieb er, und schon nach wenigen Wochen fügte er hinzu: „Ohne daß ich in sie verliebt wäre, hege ich doch die Empfindungen der Freundschaft für diese Frau in einer fast leidenschaftlichen Art; sie ist die liebenswürdigste und geistreichste, mit der ich jemals in Berührung gekommen bin. Wir treffen uns seit einiger Zeit täglich auf den hiesigen Spaziergängen und verleben dort die anregendsten, genußreichsten Stunden. Eine Welt von Gedanken — nicht kleiner als Bettina's Welt — lebt in dieser Frau, der Gegenstand sei, welcher er wolle, er erhält vor meinen Augen die neuesten, originellsten und ursprünglichsten Seiten. Es ist bei ihr Alles frisch aus dem Kern gezogen, Alles aus eigenster Natur. Da ist von Stückwerk, Flickwerk, Flitterstaat nicht die Rede, sie bildet ein Ganzes, einen Menschen, und zwar einen Menschen durch und durch. Ueber die beschränkenden Verhältnisse — welche Konvenienzen und wie diese gemachten Dinge alle heißen — setzt sie sich mit ziemlicher Freiheit hinweg. . . . Ihr seht wohl aus Allem, ein bischen verliebt bin ich doch, aber das schadet nichts.

Als ich vorhin durchlas, was ich gestern geschrieben, fiel es mir auf, daß ich das Aeußere der geliebten Frau unerwähnt gelassen habe. Allerdings mag das wohl den tieferen Grund gehabt haben, daß es keineswegs der sinnliche Eindruck ist, welcher bei mir hier in Betracht kommt."

Als Gegenstück zu dieser Personalbeschreibung soll hier diejenige stehen, welche Gräfin Ida von ihrem neuen Freunde entworfen hat: „Seine Erscheinung frappirt außerordentlich, er sieht aus wie ein Mensch, nicht wie eine Puppe. Das ist eben etwas sehr Seltenes, denn der Professor, Lieutenant, Kammerherr sehen immer ganz genau aus wie ihre Chargen, nicht wie ein Ich, wie ein bestimmtes Individuum. Von Rang, Stand und Beruf lassen sie sich einen bestimmten Stempel aufdrücken, weil ihnen eben Rang, Stand und Beruf mehr gelten, als ihre innere Persönlichkeit, und daher sind die meisten Menschen wie im Atelier die Gliederpuppen, welche disgraziös die Gewänder tragen, damit der Maler die Falten daran studiren kann. Bei Heinrich Simon war es unmöglich, zu erkennen, welchen Beruf er gewählt. Sein Benehmen hatte eine durchaus aristokratische Aisance, ohne die schlaffe, langweilige Nachlässigkeit der Aristokratie; sein Ton war frei und lebhaft, ohne die brüsken, harten, ungalanten bürgerlichen Manieren. In Gang und Haltung war dieselbe frische Ungezwungenheit. Der Kopf war prächtig, von jenem marmorfarbenen, durchsichtigen Kolorit, das blonde Männer nie und brünette höchst selten haben, und das, mit dunklem Haar und Auge contrastirend, den strahlenden Lichteffekt hervorbringt, der auf Gemälden von Rembrandt so häufig und so magisch ist. Wenn Heinrich Simon schwieg, war der

Ausdruck des Gesichts sehr nachdenkend und sehr ernst; wenn er sprach, heiter und fast übermüthig, weil die kurze, scharf geschnittene Oberlippe und die blendend weißen Zähne dem Munde einen leisen Anflug von Ironie gaben. Dieser kleine Zug brachte ihn um das Glück, von allen Frauen für einen schönen Mann erklärt zu werden. Frauen hassen nichts so sehr als die Ironie, wahrscheinlich weil sie ihnen selbst selten zu Gebote steht, und ungern lassen sie die Männer mit diesem Ausdruck oder dieser Richtung für schön und liebenswürdig gelten."

Ein schmeichelhafteres Bild hat eine aristokratische Feder wohl niemals von einem demokratischen Charakterkopf entworfen!

Es existirt noch eine andere, sehr genaue Personalbeschreibung von diesem interessanten Mann und wir lassen dieselbe hier folgen; man wird die kleinen Wiederholungen gewiß gern verzeihen, da sie nur dazu beitragen, die Wahrheit beider Bilder zu bestätigen: „Er war einer der schönsten, jungen Männer, seine hohe kräftige Gestalt und seine Haltung hatten großen Adel. Die Gesichtsbildung, die in spätern Jahren die auffallendste Aehnlichkeit mit dem Moseskopfe des Michel Angelo, dem Idealbilde des jüdischen Typus, zeigte, hatte in der Jugend bei aller Kraft und Schönheit doch etwas Leidendes. Ueber der edlen Stirn, die von einer Fülle schwarzer Locken umgeben war, lag ein Zug von tiefer Schwermuth, der jedoch einem Ausdruck von leuchtender Klarheit weichen konnte, wenn er heiter und frohen Muthes war; und noch in seinem späten Mannesalter riß er Alles zum Frohsinn hin, wenn sein Gesicht heiter war, sein siberhelles Lachen ertönte. Er war ein Meister in allen männlichen Uebungen, ein guter Turner, ein sichrer Reiter und

Schütze, auch ein ganz vortrefflicher Schwimmer, obwohl er als solcher seinen Tod finden sollte. Seine jungen Kollegen und Vorgesetzten nannten ihn einen tüchtigen Juristen und unermüdlichen Arbeiter, seine Freunde einen treuen Freund; seine Schwestern liebten ihn mit einer Art von Stolz und seinen Eltern und seinem Bruder war er offenbar das Licht des Lebens. Sein Sinn war entschieden ernsthaft und sein Denken großartig und weitreichend. Er hatte viel gelesen, ließ sich aber durch literarische Neuigkeiten nicht blenden. Er war ganz aus einem Gusse, eine in sich beruhende Natur, die bewußt und unbewußt daran arbeitete, sich selbst zu vollenden. Er trug ein Ideal von Mannestüchtigkeit und Manneswürde in der Seele, dem er nachstrebte, und hatte eine Begeisterung für das Schöne, die ihn danach trachten ließ, sich selber zu einem in Schönheit lebenden Menschen zu erziehen. Dabei war ihm eine Art von Phantastik und Romantik eigenthümlich, die sich auch in seiner Vorliebe für Jean Paul und Lord Byron kund gab."

Auch dies Portrait Heinrich Simon's war von einer weiblichen Hand gezeichnet, von einer Schriftstellerin, die noch mehr Geist und Talent besitzt, als Gräfin Ida Hahn-Hahn, die wahrlich reich genug daran war. Daß wir Fanny Lewald meinen, brauchen wir unsern Lesern wohl kaum zu sagen, denn die Meisten unter ihnen haben gewiß ihre „Lebensgeschichte" gelesen, in der sie es öffentlich erzählt, wie sehr sie für Heinrich Simon geschwärmt hat. Wer zwei so bedeutende Frauen zu einem solchen Enthusiasmus der Liebe hinreißen konnte, der muß allerdings ein wahres Männerideal gewesen sein.

Gerade zu derselben Zeit, als Heinrich Simon die Gräfin

Ida kennen lernte, verzehrte sich seine junge Cousine Fanny Lewald um ihn in heimlicher Liebe, und es läßt sich nicht ganz mit den Rechtslehren seiner gepriesenen Männertugend vereinigen, daß er das stille Opfer dieses Mädchenherzens annahm, sich an dem Weihrauch ergötzte, ohne daran zu denken, wie grausam und egoistisch er handelte, indem er nicht den Muth hatte, seinen Mangel an Gegenliebe einzugestehen. Sieben lange Jahre hat dieß treue weibliche Jakobsherz um den geliebten Mann geworben und nicht geahnt, daß er sich einer Andern zugewendet hatte. Freilich war er durch keine Zusage gebunden, das Wort Liebe war nie zwischen beiden ausgesprochen worden, aber er beantwortete doch ihre selenvollen Briefe, in denen ihr Herz offen vor ihm lag und streute immer wieder von Zeit zu Zeit täuschende Hoffnungsblüten auf ihren Pfad. Nur durch ihren eigenen Muth gelang es ihr endlich, die grausame Wahrheit zu erfahren, sie fragte peremptorisch bei dem Geliebten an, ob die Gerüchte, daß er eine Andere liebe, wahr seien, und erhielt alsdann allerdings sein vollständiges Geständniß. Ob sie aber auch den Namen der damals bevorzugten Frau erfahren hat, ist aus ihren veröffentlichten Aufzeichnungen nicht zu ersehen. Sie hat sogar diese Frau durch einen literarischen Akt, die Persiflage, in dem Roman „Diogena" öffentlich lächerlich gemacht, aber persönlichen Haß, wie ihn eine Nebenbuhlerin in Herzenssachen zu erregen pflegt, hat sie nie an den Tag gelegt. Sehr interessant wäre es, wenn sie selbst hierüber nachträglich einige Aufklärung gewähren wollte.

Das Verhältniß zwischen Gräfin Ida und Heinrich Simon beruhte anfangs auf einem hohen Grade von Selbsttäuschung,

beide glaubten, den Gefahren einer Liebesleidenschaft nicht ausgesetzt zu sein. Sie meinte, sie wolle nichts, als an dem Ausdruck seines Wesens sich erfreuen, das sie betrachtete, wie den Lichtstrahl, der die Erde hell macht, wie den Frühling, der die Welt zum Blühen bringt.

So sagte sie einmal zu ihm: „Welch' ein Glück, Sie gefunden zu haben! Es ist bei Ihnen, als wenn der Morgenwind durch den Wald streife und alle Bäume frisch aufblättere und ihnen die Träume der Nacht aus den Zweigen schüttele. Ich glaube, ich wäre ohne Sie in einem Quietismus fortgewandelt, der am Ende zur Dumpfheit führt."

„Wird denn nie ein Mensch, ein Denker, ein Dichter, ein Prophet kommen, der die Frage: Warum liebt man, wenn man liebt, genügend beantworten kann? Ist denn der tiefe, dunkle Schatten, der über diesem Gefühle schwebt, wie die Urnacht über die Entstehung der Welt, durch keine Forschung und Berechnung zu lichten? Schleiermacher sagte: Das erste in der Liebe ist der Sinn für einander — aber woher derselbe oft so plötzlich entsteht, wußte das der fromme Prediger zu sagen? Nero ließ seine geliebte Cäsonie foltern, um von ihr das Geheimniß zu erpressen, weshalb er sie liebe. Das war — Neronisch! Aber es giebt Augenblicke, wo man fühlt, daß das Joch zu eisern wird, daß man es abschütteln muß; und wie würde diese Anstrengung erleichtert werden, wenn man wüßte, weßhalb man es getragen, weshalb man von einem und demselben Gefühl in den Staub hat beugen und in ein Paradies erheben lassen!"

Sie schrieben sich, auch wenn sie sich eben gesprochen hatten;

so reichlich war die Geistesströmung zwischen ihnen. Er nannte sie eine Palmennatur, und sie antwortete ihm: „Ja wohl eine Palme himmelanstrebend und in Wüsten gestellt."

Einige Briefstellen von Heinrich Simon sind wörtlich in den Romanen der Gräfin abgedruckt und wirken dort wahrhaft erschütternd. Wie tief seine Erscheinung mit ihren Phantasien verwebt war, geht auch aus dem Umstande hervor, daß seine Schicksale und seine Person in mannigfaltigster Abwechslung immer wieder in ihren Romanen vorkommen. Wer Heinrich Simon's Leben kennen lernen will, kann es sich mit leichter Mühe aus Sigismund Forster, Cecil, Otto, Mario Mengen u. s. w. construiren. Seine Festungshaft in Glogau, welche er in Folge eines Duells aushalten mußte, ist so eingehend geschildert, daß man mit Rührung wahrnimmt, wie genau er ihr das Alles erzählt haben muß. Sogar die Geschichte der unerwiderten Mädchenliebe, welche wir oben erwähnten, kommt zweimal in ihren Romanen vor.

Die Gründe, welche eine eheliche Verbindung des gleichgestimmten Paares verhinderten, werden in dem Roman „Aus der Gesellschaft" dargelegt. Die Geliebte, dieser weiße Schwan, wie es dort heißt, soll nicht in den „Hühnerhof des Ehelebens" hinabsteigen, deßhalb entsagt ihr jener Otto, der die Maske für Heinrich Simon abgibt. Aus eigenhändigen Briefen desselben geht aber hervor, daß Gräfin Ida ihn nicht heiraten konnte, weil sie bereits durch eine Verpflichtung — heilige Bande nennt er es — mit einem Andern verbunden ist. Er riß sich todestraurig von ihr los und wies mit merkwürdiger Standhaftigkeit jeden Versuch zurück, jemals wieder ein Herzensverhältniß zu begründen. Die Politik ersetzte ihm jede andere Passion; im

Jahre 1848 schloß er sich dem sogenannten Rumpfparlament an und entfloh später in die Schweiz, wo er sich sodann ein Gut kaufte und sich halb als Landwirth, halb als Parteimann eine umfassende Thätigkeit gründete, die ihn scheinbar ganz befriedigte. Im Jahre 1860, am 16. August fand er ganz unerwartet den Tod beim Baden im Wallensee. Seine Leiche kam nicht wieder zum Vorschein, aber ein Denkmal bezeichnet die Stelle, wo der Tod ihn traf.

Gräfin Ida lebt noch jetzt im Kloster zu Mainz; die Lösung ihres Verhältnisses zu Heinrich Simon ist ihr sehr schwer geworden; nachdem sie schon Jahre lang getrennt waren und sich auch nicht mehr schrieben, ließ sie einen Angstruf an ihn ergehen und bat flehentlich, ihn nur noch einmal sehen zu dürfen. Er folgte ihrem Gebot, sie sahen sich nur einen Augenblick, der eine Ewigkeit von Erinnerungsschmerz enthalten mochte, — dann wandelten sie wieder einsam auf ihren so verschiedenen Lebenswegen weiter. Sie hatte schon durch eine verunglückte Operation Dieffenbach's ein Auge verloren, und der treue Freund, Herr von Bystram, der sie als Halbblinde stützte und tröstete, wurde ihr auch bald durch den Tod entrissen. Man hat oft behauptet, daß eine heimliche Ehe zwischen ihr und Bystram bestanden und daß darin das Hinderniß ihrer Verbindung mit Simon gelegen habe, aber es ist darüber durchaus nichts bekannt geworden.

Die Sehnsucht nach einem Asyl im Kloster war schon in besseren Tagen oft über sie gekommen, es war also natürlich, daß sie wieder eintrat, als die Welt für sie verödete und die Pflugschar des Schmerzes über ihr Herz ging. Schon in einem ihrer frühern Romane hat sie es geschildert, daß die Bekenntnisse

des geistvollsten Heiligen, St. Augustin, eine trauernde Seele zur glühendsten Andacht entzünden könnten. Es ist eine unvergleichlich schöne Episode, wo die schöne Vincenze sich vor den Entzückungen der irdischen Liebe in die Ekstasen der himmlischen zu retten sucht. Die Begeisterung der Gräfin für den heiligen Augustin führte sie mit dem modernen Nachfolger desselben, Bischof von Mainz, Freiherrn Wilhelm von Ketteler zusammen. Er hatte das gemeinsame Schicksal mit ihr, aus dem vollsten Weltleben sich der Ascese zugewandt zu haben.

Er war ein flotter Student gewesen, hatte sogar in einem Duell die Nase verloren und lebte als Regierungsreferendarius in Potsdam, nachher in Münster, als die Gefangenschaft des Erzbischofs von Köln, Droste-Vischering, welche in den dreißiger Jahren so viel Aufsehen erregte, in ihm den Drang erweckte, zum geistlichen Stande überzutreten. Die Bekehrung der Gräfin Ida Hahn war der erste Schritt zu einer Reihe von ähnlichen Erfolgen, die sein Eifer in der vornehmen Welt errungen hat. Auf seine Anregung setzte Gräfin Ida ihre schriftstellerische Thätigkeit fort; aber ihre jetzigen Romane sind kalt und farblos wie künstliche Blumen, während die früheren glühend und blühend waren — wie Giftblüten. Es ist allerdings wahr, daß ihre Wirkungen einem feinen Gift glichen und oft viel Unheil stifteten, vielleicht mehr als die Romane von Georges Sand, die fast gleichzeitig in der literarischen Welt Epoche machten; letztere waren herber nnd derber, weniger mißzuverstehen und darum weniger schädlich. Denn vor der entschleierten Sünde schreckt das Menschenherz zurück, während es sich von der Maske süßer Täuschung leicht bethören läßt. Eine Parallele zwischen

Gräfin Hahn und Georges Sand ließe sich mit Leichtigkeit noch weiter fortführen. Letztere hat wie erstere danach gestrebt, durch ihre späteren Romane die früheren wo nicht zu widerrufen, so doch wieder gut zu machen, aber mit weit mehr Glück und Talent; die neuen Schriften von Georges Sand sind ebenso interessant und lebensvoll als die älteren Datums. Merkwürdige Vergleichungspunkte zwischen beiden Celebritäten bietet auch der Umstand dar, daß die französische Katholikin eine Vorkämpferin des Protestantismus und die deutsche Protestantin eine Vertreterin des Katholizismus geworden ist.

Hemsterhuys und die Fürstin Gallitzin.

Eine der merkwürdigsten Frauen Deutschlands war die Fürstin Gallitzin. Mehr als ein halbes Jahrhundert ist mit seinem Lethestrom über ihr Grab gerauscht und hat die einst so bekannten Züge ihres originellen Bildes verwischt, es lohnt sich, dieses Bild wieder aufzufrischen in dem Gedächtniß der Neuzeit, die vielleicht kaum noch ihren Namen kennt.

Sie war die Tochter des Feldmarschalls Grafen von Schmettau, geboren 1748 zu Berlin, ihre erste Erziehung erhielt sie in einem schlesischen Kloster und in Breslau bei einer Tante, von der einige biographische Aufzeichnungen über die berühmte Nichte erst ganz kürzlich im Druck erschienen sind. Es erhellt daraus nichts besonders Charakteristisches, es geht nur daraus hervor, daß das kleine Comteßchen die oberflächliche Erziehung erhalten hat, die damals für standesgemäß galt. Etwas französisch zu plaudern und auf äußern Anstand zu halten, mehr verlangte man nicht von einer vornehmen Dame des achtzehnten Jahrhunderts. Mit zwanzig Jahren lernte sie als Hofdame der Prinzessin Ferdinand von Preußen in Spaa, einem damaligen Modebade, den Fürsten Dimitri Gallitzin kennen. Er bewunderte ihre Schönheit und natürliche Anmuth, verbunden mit

einer großen Lebhaftigkeit des Geistes, die den Mangel an Kenntnissen bei ihr übersehen ließ. Als er ihr seine Hand bot, nahm sie dieselbe hocherfreut an und glaubte auch, ihn aufrichtig zu lieben.

Der Fürst Dimitri imponirte seiner jungen Gattin ganz besonders durch seinen Verkehr mit den schönen Geistern der französischen Literatur, die damals die ganze gebildete Welt beherrschten, besonders in Preußen eine hohe Geltung erlangt hatten, weil Friedrich der Große sie allein für würdig hielt, sich mit ihnen zu beschäftigen, und die armen deutschen Gelehrten fast ganz verachtete. Namentlich war Fürst Dimitri mit Voltaire und noch mehr mit Diderot befreundet und erhielt Briefe von Beiden, die voll kriechender Schmeichelei gegen den russischen Großen waren und den Briefstellern eben keine Ehre machten. Die junge Fürstin aber sah darin einen Beweis für die Gelehrsamkeit und hohe Bildung ihres Gemahls; auf Vorzüge dieser Art legte sie mehr Werth, als auf Rang und Reichthum, die ihr durch ihre Ehe zufielen.

Das Herzensbedürfniß, ihren Mann zu verehren, wurde indessen der jungen Frau nicht lange erfüllt; sie bemerkte nur zu bald, daß die Rohheit seines Innern durch den Firniß der Weltbildung sehr oberflächlich verhüllt war, und die falsche Weisheit derselben sein sittliches Gefühl nur noch mehr untergraben hatte. Er ahnte nicht einmal, daß sie sich unglücklich fühle, seit sie ihn in seiner wahren Gestalt kennen gelernt hatte; er glaubte, die Vergnügungen und der Glanz des Hoflebens, das er ihr durch seine Stellung als russischer Gesandte im Haag

verschaffte, würde vollkommen ausreichen, ihr Leben zu erfüllen und zu erheitern.

Aber es ermüdete, ja es quälte sie; Uebersättigung und Leere traten wie zwei Gespenster in ihr Haus. Der Durst nach Wissen, das Verlangen nach Geistesarbeit wurden beinahe krankhaft in diesem jungen Wesen. Manche Nacht verging unter Thränen und fieberhafter Aufregung. Die Sehnsucht nach einem unbekannten, höheren Glück, als die Welt es bieten kann, hätte die noch so jugendliche Frau sehr leicht zu der Verirrung führen können, in einer Liebesleidenschaft Befriedigung zu suchen; aber es ist keine Spur vorhanden, daß sie dieser Versuchung nur einen Augenblick nachgegeben hätte. Sie versuchte zuerst in der Arbeit des Lernens sich Befriedigung zu verschaffen; die Weltdame, die nur ein wenig Französisch gelernt hatte, warf sich mit einem wahren Feuereifer auf das Studium der griechischen und lateinischen Sprache. Dann trieb sie ebenso metaphysische und philosophische Studien. Durch letztere lernte sie den Philosophen Hemsterhuys kennen, dessen Buch „Ueber das Wesen des Geistes" sie mächtig angezogen hatte. Er lebte zurückgezogen im Haag, war aber als Schriftsteller berühmt und wurde von seinen holländischen Landsleuten mit Stolz genannt als der Regenerator ihrer gelehrten Literatur.

Die Freundschaft zwischen Hemsterhuys und der Fürstin Gallitzin wuchs rasch empor, sie war ganz und gar nach dem Muster des Verhältnisses von Sokrates und Diotima gestaltet. Die Zwiegespräche, die sie führten, glichen an tiefsinniger Schönheit und hohem Gedankenfluge genau den berühmten Dialogen der hellenischen Philosophen. Auch nannten sie sich mit denselben Namen

in ihren Briefen und Hemsterhuys schrieb ein ganzes Werk unter dem Titel „Diokles an Diotina", worin er seiner Freundin die Unhaltbarkeit der französischen Systeme über den Atheismus darthat.

So ernste Beschäftigungen ließen sich mit dem zeiträuberischen Leben in der großen Welt allerdings schwer vereinigen; die Fürstin Gallitzin faßte deshalb den Entschluß, sich ganz aus demselben zurückzuziehen. Ihr Gemahl verweigerte ihr jedoch lange Zeit die Erlaubniß dazu; endlich gelang es ihr, dieselbe zu erlangen durch die Vermittelung Diderot's, der zum Besuch in ihr Haus kam und wohl einsehen mochte, daß die Mißverständnisse der Eheleute am besten durch eine längere Trennung gelöset werden könnten. Der Fürst willigte ein, daß seine Frau auf eine kleine Meierei in der Nähe der Stadt zog, wo er sie und seine zwei Kinder jedoch regelmäßig besuchte und zwar jedesmal in Begleitung ihres gelehrten Freundes Hemsterhuys.

Um allen Störungen zu entgehen in ihrer selbstgewählten Einsiedelei, benannte sie dieselbe „Nithuyß", welches gleichbedeutend mit dem hochdeutschen Nichtzuhaus ist und alle ungebetenen Gäste für immer abschrecken mußte. Damit sie selbst aber auch jeder Versuchung zum Besuch in der Stadt widerstehen konnte, entäußerte sie sich gänzlich der vorgeschriebenen Modetracht, sie warf den Reifrock und die Schnürbrust fort und legte die Kleider einer Bäuerin an, ja sie ließ sich sogar die schönen Haare abschneiden, um sich gehörig zu entstellen. Sie war noch nicht dreißig Jahre alt, als sie sich in diese klösterliche Lebensweise zurückzog und sie beharrte fünf Jahre darin.

Die Briefe, welche sie in dieser Zeit mit Hemsterhuys

wechselte, beweisen, wie regsam ihr Geist in der Einsamkeit blieb und wie ausdauernd sie ihre Ideen den höchsten Problemen von Religion und Philosophie zuwendete. Aber es geht auch aus diesen Briefen hervor, daß trotz der eifrigen Bemühung, nur der Weisheit zu leben, sich eine Thorheit zwischen die Gelehrten geschlichen und ihre Herzen für einander geweckt hatte. Der Unterschied des Alters war so groß zwischen Beiden, daß die Fürstin mit Recht sich in diesem Verhältniß sicher fühlen und über die Empfindungen ihres Freundes täuschen konnte. Er war beinahe dreißig Jahre älter als sie, wenigstens war er schon ein hoher Fünfziger, als er sie kennen lernte.

Anfangs kam Hemsterhuys nur in Begleitung ihres Gemahls in ihre Einsiedelei; aber wenn derselbe verreiste, was häufig vorkam, so blieben die beiden Gelehrten oft ganze Tage allein, und die eifrigen Studien der platonischen Weisheit sind wohl mehr als andere philosophischen Abhandlungen geeignet, zündende Funken in die Geister zu werfen. Plato legt in Diotima's Mund die wunderbarsten geheimnißvollsten Lehren über Eros und Anteros, Liebe und Gegenliebe. Er läßt selbst den weisen Sokrates durch Diotima überzeugen, daß Eros der größte der Dämonen sei, der den sterblichen Theil des Menschenthums mit der Unsterblichkeit vereinige, daß die Liebe nichts anderes sein könne als das Verlangen nach Schönheit und Güte, daß Vervollkommnung und Verklärung alles Irdischen nur durch die Götterkinder Eros und Anteros verliehen werden könne. Es war natürlich, daß ein Mann, wenn auch noch so sehr Philosoph, einer jungen, schönen Schülerin gegenüber in süße Verwirrung gerieth bei den Auseinandersetzungen dieser Probleme.

und daß er endlich selbst von den Flammen ergriffen wurde, die er nur schildern wollte.

Die junge Fürstin scheint einen Augenblick geschwankt zu haben, ob sie dem „Dämon der Liebe" Gehör schenken dürfte, aber ihr guter Genius und ihr fester Charakter schützten sie vor ihrem eigenen Herzen, das der lebhaftesten Empfindung fähig war und bereits mit unverhohlener Zärtlichkeit dem gelehrten Freunde anhing. Sie entzog sich ihm mit Festigkeit, aber nicht ohne den Trost ihrer Vergebung und ihrer enthusiastischen Verehrung für ihn.

Ein Menschenkenner hat gesagt, jede Frau ertheile Absolution für das Verbrechen, sie zu lieben; die Briefe der Fürstin an ihren Sokrates beweisen das von Neuem. Es ist ein reizendes Gemisch von Tugendstolz und echt weiblicher Koketterie darin; man merkt fast an jeder Redewendung, wie das Frauenherz durch Thränen lächelt über das Glück, geliebt zu werden. Leider sind die Briefe französisch geschrieben und verlieren durch die Uebersetzung an ihrer ursprünglichen Naivität. Die Briefe sind übrigens hauptsächlich Antworten auf philosophische Abhandlungen, die Hemsterhuys der Freundin sandte; sie bespricht sie voll Ernst und tiefem Verständniß, oft sogar mit lateinischen Citaten. Das erotische Beiwerk der niedergekämpften Leidenschaft nimmt sich dazwischen aus wie die glühende Abendröthe, die von einem düstern Eichenhain halb verhüllt wird. Man höre:

„Mein Sokrates! Bei Durchlesung des herrlichen Schriftstücks, welches du mir mitgetheilt hast, empfand meine Seele einen brennenden Durst nach mehr; der sanfte Thau deiner Beredsamkeit wird ihn hoffentlich bald löschen. Du erweckest meine

Seele zu fruchtbaren Gedanken durch diese Beredsamkeit und dein Genius lehrt mich, die einst eine arme Sclavin der eitlen Welt war, die Wissenschaft lieben und die Philosophie verstehen. Die Zeit fehlt mir, um dir Alles zu sagen, was ich denke, ich muß mich damit begnügen, dich ehrfurchtsvoll zu grüßen — und auch zärtlich trotz des Zornes, in den du mich erst heute Morgen versetztest. Mein unvergleichlicher Sokrates, glaube an deine Diotima."

„Ja, mein theurer Sokrates, ich fühle den seligen Frieden, den ich dir vergebens so oft geschildert habe, und doch verdanke ich ihn eigentlich dir selbst; du hast jetzt eingesehen, daß unsere Verbindung der reinsten Freundschaft unzerreißbar sein muß, wenn wir sie unter den Schutz der Venus Urania, der Schutzgöttin unirdischer Liebe stellen.... Und so verlasse ich dich denn, weil es die Vernunft erheischt.... Keine Macht der Welt wird mich von dem Entschluß zurückbringen, von nun an nur meinen Kindern zu leben, und unsern Umgang möglichst zu beschränken, bis du für immer gelernt hast, dir keine Täuschung über die Art meiner Gefühle zu erlauben."...

Solche und ähnliche Aeußerungen in den Briefen der Fürstin deuten darauf hin, daß sie ihre geliebte Einsiedelei verließ, um den Freund in pflichtmäßige Schranken zurückzuweisen. Sie hatte den Beschluß gefaßt, die Schweiz zu ihrem Aufenthalt zu wählen, machte aber vorher eine Reise nach Münster, wo damals der Freiherr von Fürstenberg das Ländchen unter dem Krummstab geradeswegs zu einem kleinen Musterstaat von trefflichen Institutionen emporhob. Namentlich wurden die Schul-

anstalten und die Grundsätze der Erziehung von seinem wahrhaft humanen und aufgeklärten Geist geleitet.

Die Fürstin Gallitzin fühlte, daß ihr hauptsächliches Lebensinteresse ihre Kinder sein müßten, und der Wunsch ihnen eine Erziehung nach festen Prinzipien zu geben, hatte sie nach Münster und in die Nähe Fürstenberg's geführt.

Die mächtige Persönlichkeit des geistvollen Mannes fesselte sie gleich so sehr, daß sie beschloß, unter seinen Auspicien das Werk der Erziehung nach einem neuen Plan zu beginnen. Sie blieb in Münster und gab die Reise nach der Schweiz auf. In ihrem Tagebuche aus jener Zeit findet sich eine merkwürdige Selbstschilderung ihrer Beweggründe zu der Wahl ihres Aufenthaltsortes. Sie erzählt, daß sie mit einer Art „von Wuth" sich auf die Vervollkommnung ihrer Kinder geworfen hätte und oft voll eifernden Zorns gegen sie gewesen wäre, wenn sie nicht die Fortschritte gemacht hätten, die sie von ihnen erwartete. Auch klagt sie über ihren unheilbaren Unglauben, den sie doch ihren Kindern nicht mittheilen wollte. Sie beschuldigt ihre Umgebung, daß diese ihre Wißbegierde, ihren Ehrgeiz nicht getadelt, sondern ihr nur stets das übertriebenste Lob gespendet habe. Hemsterhuys namentlich habe ihren Werth so überschätzt, und auch andere berühmte Menschen hätten in der schmeichelhaftesten Weise immer von „ihrer Seelengröße und ihrem Genie" gesprochen.

Der Drang nach Demüthigung, nach Selbstverleugnung und nach positiver Religion für sich und ihre Kinder fesselte sie

in Münster, wo der kluge Fürstenberg das verlorne Schaf der katholischen Kirche wie in einer Heimath aufnahm. Einige bedeutende Geistliche, wie Katerkomp, die Droste-Vischerings und auch strenggläubige Protestanten schaarten sich um die Fürstin Gallitzin und verehrten sie bald wie ihr Haupt. Die Brüder Jacobi und Haman gehörten zu den Letzteren.

Haman wurde der Magus des Nordens genannt, er war ein religiöser Schwärmer geworden, nachdem er in der Jugend durch Zweifelsucht und Ausschweifung sich unglücklich gemacht hatte. Im Begriff sich das Leben zu nehmen, fiel ihm die Bibel in die Hände und veranlaßte ihn zu innerer und äußerer Umkehr. Er schrieb religiöse Flugblätter, die in der damaligen Zeit der Gährung kurz vor der französischen Revolution große Wirkung hervorbrachten. Bald kam auch Graf Leopold von Stolberg mit seiner Gemahlin nach Münster und vollendete dort seine Bekehrung zum Katholicismus. Die Fürstin befreundete sich aufs Innigste mit dem frommen Ehepaar und sie, die einstige Zweiflerin, ist jedenfalls die erste Veranlassung zu dem Religionswechsel desselben gewesen.

Die Erziehung ihrer Kinder betrieb die Fürstin noch immer mit dem altem Eifer, namentlich erregte ihr Abhärtungssystem Aufsehen in Münster. „Mitri und Mimi", der einzige Sohn und die einzige Tochter, mußten mitten im Winter auf Spazierfahrten aus dem Wagen steigen und stundenlang nebenher laufen oder sich ins Wasser stürzen, um Schwimmkünste zu machen. Die Mutter schwamm auch und gab überhaupt ein gutes Beispiel durch Frühaufstehen, Wenigessen und Vielgehen. Es gelang ihr jedoch nicht, ihren Kindern durch diese Erziehungsweise Gesund-

heit und Geisteskraft zu geben. Die Tochter blieb unbedeutend und häßlich, der Sohn blöde und sehr schwächlich. In spätern Jahren ist die religiöse Einwirkung der Mutter wohl die Veranlassung gewesen, daß er als Missionar zur Bekehrung der Heiden nach Afrika ging. Die Fürstin empfing auch in Münster mehrmals den Besuch ihres Gemahls und ihres Freundes Hemsterhuys; der Fürst scheint ihr seltsames Erziehungssystem durchaus gebilligt zu haben, wie überhaupt keinerlei Mißbilligung über ihre exaltirte Frömmigkeit oder ihre Lebensweise von ihm ausgegangen ist. Er gestattete ihr jede Freiheit und gewährte ihr reichliche Geldmittel; sie genoß Beides nach ihrer Weise, gab letztere den Armen und lebte selbst sehr einfach. Den Winter brachte sie immer in Münster zu, den Sommer in einem nahen Dörfchen, Angelmodde, wo sie bei einem Pächter sehr bescheiden wohnte und ihre nahen und fernen Freunde zum Besuch zu sich einlud.

Einige weitere Reisen unternahm sie jedoch fast jedes Jahr, namentlich nach Düsseldorf, wo sie auf dem reizenden Pempelfort, dem Landsitz der Jacobi's verweilte. Auch war sie öfter in Weimar und zwar in Begleitung ihrer Freunde Fürstenberg und Hemsterhuys und des Hauslehrers Sprickmann, der ihrer Kinder wegen die Reise mitmachen mußte. Daß diese seltsame Karavane in Weimar Aufsehen erregte, geht aus mehreren zeitgenössischen Briefen hervor. Goethe schrieb unter Anderem an Frau von Stein unterm 20. September 1785: „Es sind interessante Menschen und es ist wunderbar, sie miteinander zu sehen.“

In einem andern Brief sagt Caroline Herder am 15. Oc-

tober 1785: „Ein Weib von so festem Charakter wie die Fürstin Gallitzin habe ich noch nie gesehen, und dann blickt sie mit ihren dunkelblauen, feurigen Augen so voll Liebe umher, daß wir sie recht lieb gewonnen haben. Fürstenberg ist ein sehr verständiger Mann, ein fröhlicher Weltmann und ein heiterer Philosoph. Hemsterhuys weiß unendlich viel, und ist ein so unendlich zarter, jungfräulich alter Jüngling, daß wir ihn sammt und sonders sehr in Affection genommen haben. Sprickmann ist eine treue, deutsche Biederseele. Sie sind acht Tage hier gewesen und haben den guten Eindruck hinterlassen, daß es gute, edle Menschen sind."

Die Fürstin stellte auf diesen Reisen oft eine Selbstprüfung mit sich an, um zu ermitteln, ob sie in der christlichen Demuth fortgeschritten sei, denn der Weihrauch und Beifall, die sie bei solchen Gelegenheiten erntete, konnten ihr wohl als eine Versuchung zum Hochmuth vorkommen. So sagt sie in ihrem Tagebuche über Goethe: „Er ist der einzige der berühmten Männer, der mich als Mensch wahrhaft begeistert und mein Herz berührt hatte, und gerade er gab mir den schmeichelhaftesten Anlaß, mit ihm in Correspondenz zu treten, indem er mir nach meiner Rückkehr von Weimar schrieb, ich allein hätte den Schlüssel seines lang verschlossenen Herzens gefunden, mir möchte er sich ganz öffnen und nach meinem Vertrauen verlange ihn; aber ich unterließ, ihm zu antworten, weil ich zu viel Zerstreuung in solchem Briefwechsel voraussah. Kurz vorher hatte Lavater mir einen ähnlichen Antrag gemacht, mit ihm in Correspondenz zu treten, und ebenso Herder, aber ich schwieg ebenfalls ihnen gegenüber, und zwar ohne Kampf, den ich doch bei Goethe empfunden hatte.

Diese Wahrnehmungen beruhigten mich und ich fing an, Gefallen zu finden an meiner Ehrgeizlosigkeit. Da aber kam Haman und zeigte mir erst den Himmel wahrer Demuth und Ergebenheit — Kindersinn gegen Gott. Er begeisterte mich über Alles, was ich bis dahin gesehen hatte, für die Religion Christi, indem er mich das Bild ihrer wahren Anhänger von der erhabensten Seite lebendig an sich vernehmen ließ. Er verdammte auch meinen Vervollkommnungstrieb, den Fürstenberg und die andern Freunde mir als hohe Liebenswürdigkeit anrechneten. Haman nannte ihn stolz. Ich liebte ihn mehr als je für diese väterliche Schärfe."

Es ist merkwürdig, daß die Fürstin Gallitzin nie den Versuch unternahm, diesen christlichen Freund katholisch zu machen, da sie doch so viel Eifer der Bekehrung bei den Stollbergs bewiesen hat. Haman's Kränklichkeit wurde durch seine verbesserten Vermögensverhältnisse, die ihm seine Münsterschen Freunde gestaltet hatten, nicht vermindert, er starb unerwartet im Hause der Fürstin, die sich dabei mit unglaublicher Exaltation benahm. Sie erzählt selbst in ihrem Tagebuch, daß sie stundenlang an seinem Bett gekniet und seine Hände geküßt hätte und sie ließ ihn in ihrem Garten begraben, um beständig sein Denkmal unter Augen zu haben.

Dies Begräbniß wurde ihr sehr verdacht, und man erzählte allerlei Anekdoten über die Art, wie es bewerkstelligt worden sei. Sie theilt dieselben selbst in ihrem Tagebuche mit: „Frau v. R. erzählte mir allerlei dummes Gerede über mich und Fürstenberg bei Gelegenheit von Haman's Begräbniß. Wir hätten uns maskirt und unter allerlei mystischen Ceremonien den Körper

selbst getragen und in den Sarg gelegt; ich hätte mich laut weinend über ihn geworfen und hätte ihn über und über mit Rosen bestreut. Dann wären auf den Sarg beim Einsenken in das Grab immer schichtweise Erde und Rosenblätter geworfen. Dann hätten Fürstenberg und ich uns die Hände gereicht und über dem Grabhügel allerlei Zeichen gemacht, auch wären wir noch lange mit sonderbaren Touren im Garten umher gegangen. — Die Reflexion, daß man nicht einmal ohne das kritische Auge und die Schmähsucht der leeren Weltmenschen einen Freund begraben kann, gab mir ein entsetzlich ödes und ekles Gefühl."

Bald nach Haman's Tode erschien Hemsterhuys wieder bei der Fürstin Gallitzin und versuchte sie zu trösten über seinen Nebenbuhler in der Freundschaft, aber sie war durchaus nicht von seinen Argumenten erbaut und nannte ihn in ihrem Tagebuch einen „guten Mann", der nicht ahne, wie hoch Haman als Christ und Mensch über ihm gestanden hätte. Seine „hochtrabende, präcisirende Redeweise" sei ihr völlig unerträglich.

Diese Abneigung sollte jedoch nicht lange dauern, eine lebensgefährliche Krankheit warf den Freund darnieder und weckte ihr Mitleid und Interesse für ihn wieder auf. Sie pflegte ihn mit der alten Gefühlswärme und kniete ebenso an seinem Krankenlager, wie an dem von Haman. Der Tod schien auch ebenso sicher seine Beute zu ergreifen; die Hände und Füße waren schon kalt und steif geworden, als die Fürstin eigenhändig heiße Umschläge von Wein und Kräutern machte, hatte sie jedoch die Freude, den Kranken sanft einschlafen und gestärkt wieder erwachen zu sehen. Die Darlegung der Empfindung durch körper=

liche Zeichen war in damaliger Zeit so viel mehr gebräuchlich als jetzt, daß man nicht ohne Erstaunen in dem Tagebuch der Fürstin den naiven Bericht lesen kann, wie Hemsterhuys seine Pflegerin umarmte und küßte zum Dank für ihre sorgende Aufopferung!

Nach dieser schweren Krankheit sah er die Fürstin nicht wieder, er starb zwei Jahre später 1790, im Haag; er hat ihre Briefe aufbewahrt, damit sie dem Druck dereinst übergeben werden konnten. Sie zerstörte dagegen die seinigen, was zu beklagen ist, denn es ist dadurch auch das Verständniß der ihrigen erschwert worden.

Nach dem Tode von Hemsterhuys wendete die Fürstin Gallitzin ihre Freundschaft noch mehr dem Freiherrn v. Fürstenberg als bisher zu; sie nannte ihn nach damaligem Modeton Du und schrieb ihm oft.

Im Jahre 1806 starb die Fürstin Gallitzin zu Angelmodde, dem Dörfchen bei Münster; ihr Gemahl war schon drei Jahre früher gestorben. Ihre beiden Kinder überlebten sie nicht lange. In der letzten Lebenszeit hatte sie noch die Freude, die ganze Familie Stollberg nach Münster übersiedeln zu sehen.

An der kleinen weißgetünchten Dorfkirche zu Angelmodde lehnt ein Kreuz, von wilden Rosen umrankt, unter denen das vielbewegte Herz der Fürstin Gallitzin, der einst so stolzen Philosophin und nachher so demüthigen Christin, Ruhe gefunden hat. Die Gräber berühmter Menschen sind oft die deutlichsten Wahrzeichen von der Unberechenbarkeit der Schicksale; wie verschieden sind ihre Gräber meistens von ihrer Wiege! (Schiller und Goethe in der Fürstengruft!)

Der einsame Pfad in dem weltfernen Dörfchen des Münsterlandes, der zum Grabe der Fürstin Gallitzin führt, wird nur noch von Dichtern heimgesucht; Immermann hat ihn oft betreten und in seinem Roman „Papierfenster eines Eremiten" als Staffage benutzt. Auch Levin Schücking verweilte dort und schrieb eine geistreiche Abhandlung über das Leben der berühmten Frau, eine so glänzende Erstlingsarbeit, daß sie ihm die Reihen der literarischen Autoritäten erschlossen hat.

Schleiermacher und Henriette Herz.

Es war der geniale Prinz Louis Ferdinand von Preußen, der einst die schöne Henriette Herz bei der Hand nahm und sie der berühmten Schriftstellerin Frau v. Staël mit den Worten vorstellte: Betrachten Sie diese Frau, sie ist nie geliebt worden, wie sie es verdiente." — Der Prinz ahnte nicht, daß nur kurz nachher sein Bruder, der schöne heldenhafte Prinz August, in einem Liebesverhältniß zu der schönen Freundin der Frau v. Staël stehen werde, der berühmten Schönheit Julie Recamier, von welcher man ja auch sagen konnte, daß sie nie so geliebt worden war, wie sie es verdiente, denn selbst der Prinz August liebte sie nicht ganz so, sonst würde er trotz ihrer Weigerung ihre Hand zu erringen gewußt haben!

Die Schönheit von Julie Recamier ist sehr oft geschildert worden, die von Henriette Herz sehr selten; so schön beide Frauen waren, ähnlich können sie sich nicht gesehen haben! Henriette Herz war jüdischer Abkunft und sah aus wie Königin Esther, während Julie Recamier eher einer Hebe glich. Ein Portrait, von dem berühmten Anton Graß gemalt, zeigt uns das regel-

mäßig schön, aber kräftig geschnittene Oval und eine ganz geradlinige Nase, große, dunkle, leuchtende Augen und einen kleinen rothen, über weißen Zähnen lächelnden Mund in dem Gesicht von Henriette Herz, das außerdem noch durch eine Fülle wallender schwarzer Locken verschönt wird. Ihre Gestalt war nach Aussage von Augenzeugen, die sie noch gekannt haben, wenn auch im hohen Alter, über die gewöhnliche weibliche Größe hinaus, dabei aber füllereich und zugleich schlank. Sie hielt sich im achtzigsten Jahre noch kerzengerade und liebte es, statt der alten Weibermützen einen stolzen Turban zu tragen, über den sie von Splitterrichtern oft verspottet worden ist.

In den Aufzeichnungen, die sie aus ihrer Jugend hinterlassen hat, spricht sie ein gewisses naives Erstaunen über ihre eigene Schönheit und die Wirkung derselben aus, ohne irgend eine Art von Selbstüberhebung oder Eitelkeit dabei an den Tag zu legen. Sie war schon als Kind so schön, daß die Juden in Berlin sie sehr oft bei Festlichkeiten von ihren Eltern sich erbaten. So hat sie auch mehrmals hohen Personen Gedichte überreichen müssen, namentlich auch als sechsjähriges Kind der Prinzessin Amélie, Schwester Friedrich des Großen, deren schielende Augen bei großer Freundlichkeit einen widerlichen Eindruck auf das scharf beobachtende Kindesauge machten. Die Prinzessinnen des königlichen Hauses liebten es damals sehr, jüdische Feste mitanzusehen, deßhalb war Prinzeß Amélie bei einem Laubhüttenfest erschienen und die Königin Ulrike von Schweden, ihre Schwester, bei einer jüdischen Hochzeit, wo ihr ebenfalls das schöne Judenkind Henriette vorgestellt wurde.

Die Eitelkeit des kleinen Mädchens wurde durch solche

Schaustellung natürlich sehr geweckt, und die sonst braven Eltern kannten keine Vorsicht in diesem gefährlichen Punkt der Erziehung, sie gestatteten es sogar, daß die neunjährige Henriette in einem öffentlichen Concerte Clavier spielte, wo man sie mit Beifall überschüttete, nicht weil sie gut spielte, sondern weil sie schön aussah; auch kam es vor, daß die Kleine mit einem alten französischen Tanzmeister auf großen Bällen Tänze aufführte und so sehr die allgemeine Bewunderung erregte, daß die Zuschauer auf Tische und Stühle stiegen, um besser sehen zu können. Wie tief der Eindruck dieser lebhaften Schmeicheleien war, geht daraus hervor, daß die Greisin sich ihrer noch sehr wohl zu erinnern wußte und gern davon erzählte. Auch erregte das frühreife Kind in der Schule sowohl wie auf der Straße die Bewunderung der männlichen Jugend Berlins in einer Weise, die denn doch die arglosen Eltern zur Vorsicht trieb. Die kleine Henriette wurde nicht mehr in die Schule geschickt, sondern im Hause unterrichtet, theilweis von ihrem geistvollen Vater, dem Doctor de Lemos, einem Juden portugiesischer Abkunft, von dem die Tochter offenbar die eigenthümliche Schönheit geerbt hatte. Sie schilderte ihn oft und gern als eine der merkwürdigen Figuren Berlins; er trug nämlich stets einen Sammtrock mit goldenen Tressen besetzt, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, einen dreieckigen Hut über einer Allongeperrücke und echte Spitzen an den Händen und der Brust. Die hohe, edelgeformte Gestalt, die feierliche Haltung, die er seiner Würde als Arzt angemessen fand und das schöne regelmäßige Gesicht mit dem milden Ausdruck machten sich in diesem altmodischen, aber malerischen Costüm vortrefflich. Wenn der Diener mit der hellen Stocklaterne durch die damals noch sehr

schlecht beleuchteten Straßen von Berlin vor ihm herging, blieben alle Leute auf dem Wege erstaunt stehen, sahen ihm nach, aber lachten niemals. Noch schöner fand ihn die zärtliche Tochter im Hause, wo er einen rothseidenen Schlafrock und eine turbanartige rothe Mütze trug. Er besaß einen vollendet feinen Anstand, den der wahren Bildung, nie kam ein heftiges Wort über seine Lippen, sein Charakter wie sein ganzes Leben waren fleckenlos.

Er bildete Henrietten fast zu einer Gelehrten, namentlich was Sprachen anbelangte; sie lernte Lateinisch, Französisch, Englisch und Hebräisch, letzteres freilich wohl mehr aus Rücksicht auf den Religionsunterricht, der damals von den orthodoxen Juden in hebräischer Sprache ertheilt wurde. Mit der Mutter harmonirte Henriette viel weniger, es war eine heftige, launenhafte und kränkliche Frau, die Mann und Kinder zu quälen verstand; doch hat Henriette ihr bis ins späteste Alter die größte Rücksicht und Liebe bewiesen.

Schon mit zwölf Jahren erhielt die kleine Henriette zwei Heirathsanträge; der erste ging von einem abenteuernden Juden aus, der wahrscheinlich die erblühende Schönheit des Kindes zu bösen Zwecken benutzen wollte. Nachdem er den Eltern von seinen Reichthümern vorgeprahlt hatte, namentlich von Mohren und wilden Thieren, die er in fernen Welttheilen besäße, verschwand er plötzlich und stahl dem Vater seiner kleinen Auserwählten eine goldene Schnupftabaksdose.

Wenige Monate später hielt ein sehr geachteter Arzt, der Hofrath Marcus Herz um Henriette an; ohne sie lange zu fragen, gaben die Eltern, die noch viele Kinder zu versorgen hatten, ihre Einwilligung, und die Kleine war ebenfalls stolz und zufrieden,

so früh schon Braut zu werden. Der Bräutigam wartete indessen noch drei Jahre, ehe er sie heimführte; Henriette erzählte immer, daß ihr Brautstand sehr langweilig gewesen sei. Jeden Abend mußte sie am Spieltisch sitzen und zusehen, wie ihr Verlobter mit den Eltern Karten spielte. Er beachtete sie kaum und nannte sie nur „das Kind." Dadurch erschien er ihr viel älter, als er war, sie zählte fünfzehn, er doppelt so viele Jahre, also dreißig, was für einen Mann doch keineswegs alt zu nennen ist; freilich erschien er auch sonst nicht in günstiger körperlicher Beschaffenheit neben ihr; er hatte eine hohe Schulter, auch war er klein und häßlich. Trotzdem ist sie ihm aber immer eine liebevolle und treue Gattin gewesen, wenn sie auch zuweilen die Klage nicht unterdrückte, daß ihrer Ehe die Romantik der Liebe gefehlt hat. Für ein Frauenherz der Sternenglanz am Himmel des Lebens, für die es nur einen Ersatz giebt: die Liebe eines Kindes. Die schöne Henriette Herz sollte aber auch diesen Ersatz nicht kennen lernen, ihre Ehe blieb kinderlos. Sie empfand darüber einen lebhaften Schmerz, indessen wurde er durch ihre reine und kräftige Seele bald überwunden und sie gewann die Einsicht, daß ihr noch manche Glücksmöglichkeit zu Gebote stand, namentlich aber, daß freundschaftlicher Umgang mit liebenswerthen Menschen und geistige Beschäftigung mit Literatur und Kunst reiche Fundgruben von Lebensgenuß für sie waren.

Das Haus des Hofrath Herz, dem er die Zierde einer schönen jungen Frau gegeben hatte, wurde bald der Sammelplatz der besten Gesellschaft Berlins. Nicht nur Künstler und Schriftsteller wie Schadow, Reichhardt, Zelter, Moritz, Engel,

Graf Bernstorff, Gentz, v. Brinckmann, Dohm, Leuchsenring, die beiden Schlegel, die Humboldt's, auch politische und theologische Namen bildeten ihren Kreis; der preußische Minister Graf Dohna-Schlobitten und Schleiermacher müssen hier besonders hervorgehoben werden, weil sie am meisten Einfluß auf Henriettens Leben ausgeübt haben. Der Graf und Minister war der leidenschaftlichste Verehrer, und der protestantische Theologe der treueste Freund der schönen Jüdin. Der Ehegemal derselben, Dr. Marcus Herz, verließ sich so sicher auf ihr starkes Pflichtgefühl und ihr reines Gemüth, daß er alle Verehrer ruhig lächelnd gewähren ließ. Es ist wirklich rührend, wie streng sie gegen sich selbst war; so schrieb sie einst über die vielen Huldigungen, welche ihr dargebracht wurden: „Auf wie feine geistige Weise ein Mann sich einer Frau nähern möge, sie hat es in ihrer Gewalt ihn von sich entfernt zu halten. Sieht er die unzweifelhafte ernste Absicht dazu, wird er fern bleiben. Die entstehende Neigung wird im Keime erstickt, ja die schon angefachte Flamme der Leidenschaft kann dadurch noch unterdrückt werden, und so muß ich mir das Urtheil sprechen, daß meine Eitelkeit daran schuld war, wenn so viele Männer aller Arten und Stände mir den Hof machten und in heftiger Leidenschaft für mich entbrannten."

Das sind goldene Worte, die jede gefeierte Frau sich merken sollte, damit sie lerne Huldigungen zu verschmähen, die sie auf Kosten ihrer eigenen Würde empfängt.

Indessen müssen wir die schöne Frau, die sich selbst allzu hart beurtheilt hat, gegen sich selbst vertheidigen, weil die Wahrheit von uns gewahrt werden soll; sie hat nie durch ein leeres Spiel der Eitelkeit die ausgezeichneten Männer ihrer Zeit

gefesselt, sondern durch den Reichthum ihres Geistes und Gemüthes sind die Gefühle leidenschaftlichen Wohlgefallens sehr bald in die der Hochachtung und Freundschaft übergegangen.

Der heitere Kreis talentvoller Männer und Frauen, die sich im Hause von Dr. Marcus Herz versammelte, gereichte ihm übrigens selbst zum größten Vergnügen. Es wurde darin vorgelesen, philosophirt, gedichtet, gesungen und auch mitunter lustig getanzt. In den Erinnerungsblättern von Henriette Herz wird sogar ein Abend erwähnt, an welchem Alexander von Humboldt sie im Tanzen einer neuen Meunett unterrichtete! Er lernte dagegen von ihr Hebräisch, das er so gut verstand, um ihr in dieser schweren Sprache Briefe schreiben zu können. Er datirte dieselben von seinem einsamen Gut Tegel, das er „Schloß Langeweile“ nannte, weil er sich so lebhaft nach den geistreichen Kreisen der jüdischen Salons sehnte. Die beiden Humboldts waren übrigens damals kaum zwanzigjährige Jünglinge, ihre fast kindliche Zufriedenheit mit der höchst einfachen Geselligkeit der Berliner Schöngeister ist dadurch völlig erklärt.

Im Hause des Hofrath Herz ging es für damalige Zeit sehr elegant her, seine reiche Praxis gewährte ihm die Mittel dazu. Leider war er jedoch viel zu freigebig und vergaß, daß er ohne Vermögen das kostbare Leben in Berlin begonnen hatte. Als er unerwartet im besten Mannesalter starb, hinterließ er seine schöne Frau beinahe mittellos, nur eine kleine Wittwenpension und einige kleine Kapitalien besaß sie, um sich selbst, ihre alte Mutter und eine unverheirathete Schwester zu ernähren. So ward sie abermals im Schicksal der Recamier ähnlich, die auch den Wechsel von Reichthum und Armuth durchkosten mußte.

Um ihre geringe Einnahme zu vermehren, behielt sie den Pflegebefohlenen ihres verstorbenen Mannes, Ludwig Baruch, im Hause; derselbe wurde später als Ludwig Börne eine deutsche Celebrität. Damals war er noch ein verhülltes Geisteslicht und galt für einen egoistischen, eitlen, kleinen Faulenzer. Er hielt sich Studirens halber in Berlin auf, that aber nichts und blieb oft tagelang in seinem Zimmer eingeschlossen. Zu Henriettens Schrecken enthüllte sich eines Tages sein seltsames Benehmen. Er versuchte einen Selbstmord durch Arsenik und entdeckte ihr vorher seine Liebe. Sie war über zwanzig Jahre älter, als er und bemühte sich, ihn zur Vernunft zurückzubringen, aber er war unzugänglich dafür, beharrte bei seiner Leidenschaft und machte einen zweiten Mordversuch auf sich selbst. Die kluge Frau verhinderte auch diesen wie den ersten und ließ heimlich seinen Vater kommen, der ihn gewaltsam mitnahm und in einer befreundeten Familie in Halle unterbrachte. Ludwig Börne erkannte bald, wie richtig und würdig Henriette Herz sich gegen ihn benommen hatte, und blieb ihr zeitlebens mit achtungsvoller Freundschaft ergeben.

Als Wittwe erhielt sie auch noch einen andern Beweis, wie mächtig und dauernd die Empfindungen der Bewunderung waren, die sie einzuflößen vermochte. Der Graf Dohna-Schlobitten machte ihr einen ehrenvollen Heirathsantrag, nachdem er während der Lebenszeit ihres Mannes seine Liebe für sie stets in den Schranken des Zartgefühls und der Wohlanständigkeit gehalten hatte. Sie lehnte jedoch seine Hand ab, weil sie damals sich noch nicht entschließen konnte, Christin zu zu werden; ihre alte strenggläubige Mutter würde dadurch un-

zweifelhaft den Todesstoß empfangen haben. Aus gleichem Grunde verzichtete sie auch auf die Aussicht, Erzieherin bei der Prinzessin Charlotte, nachherigen Kaiserin von Rußland, zu werden, eine glänzende Stelle, die ihr Freund Delbrück für sie erwirken wollte.

Um die Einschränkungen, die sie sich als Wittwe auferlegen mußte, zu erleichtern, wetteiferten ihre zahlreichen Bekannten mit Einladungen. Namentlich war die Herzogin Dorothea von Curland, diese wahrhafte Beschützerin der Intelligenz, eifrig bemüht, sie in ihr Haus zu ziehen. Sie mußte der jüngsten Tochter, der nachherigen berühmten schönen Herzogin von Sagan, Unterricht im Englischen geben und genoß dafür alle Annehmlichkeiten der feinsten und geistreichsten Geselligkeit, welche die hohe Dame in Berlin eingeführt hatte. Namentlich bestrebte sich dieselbe, den peinlich fühlbaren Unterschied der Stände zu verwischen in ihrem Salon, sie gab oft der Lehrerin ihrer Tochter einen vielbeneideten Ehrenplatz neben der allerdings ebenso humanen, wie interessanten Prinzessin Luise von Radziwil und lud Schauspieler, Schriftsteller, Künstler und Beamte mit bürgerlichen Namen zu der hoffähigen Gesellschaft.

Die abhängige und sorgenvolle Lage, in welche Henriette Herz als Wittwe versetzt wurde, gab auch ihrem langjährigen, treuen Freunde Schleiermacher Veranlassung, ihr noch näher zu treten als bisher. Er half ihr bei einigen Uebersetzungen aus dem Englischen, die sie zur Vermehrung ihrer Einnahme unternommen hatte, und suchte sie auf jede Weise zu fördern. Sie lehrte ihm dagegen italienische und französische Conversation.

Schleiermacher war schon im Jahre 1796 mit ihr und ihrem Manne innig befreundet; er wohnte damals an der Oranienburger Chaussee und war noch Prediger an der Charité. Das Herz'sche Ehepaar wohnte in der neuen Friedrichsstraße und sah mit Besorgniß den schwächlichen kleinen Mann den Heimweg antreten. Um ihn einigermaßen vor den Gefahren desselben zu schützen, schenkte ihm Henriette eine kleine Laterne, die er ins Knopfloch hing und dann wie ein Glühwürmchen durch die Finsterniß wandelte. Er war durch den Grafen Dohna-Schlobitten, bei dessen Eltern er Hauslehrer gewesen, in das Herz-sche Haus eingeführt worden und hatte bald ein Seelenbündniß mit der schönen Henriette geschlossen. Er zeigte ihr all' seine Schriften, bevor er sie drucken ließ und schrieb ihr fast täglich Briefe, auch wenn sie an demselben Orte wohnten. Als sie nach ihres Mannes Tode eine kleine Sommerwohnung im Thiergarten bezog, blieb er oft den ganzen Tag draußen bei ihr, um mit ihr zu lesen, zu arbeiten oder spazieren zu gehen.

Es konnte nicht fehlen, daß ein so seltenes, inniges Verhältniß Aufsehen erregte und falsch gedeutet wurde. Zuerst warnte Friedrich Schlegel, der damals in einem ähnlichen mit Dorothea Veit stand, den Freund und suchte ihm zu beweisen, daß er eine Liebesleidenschaft für Henriette Herz hege; dann schrieb ihm seine Schwester Nanni und machte ihm dringende Vorstellungen über seine Neigung zu derselben.

Schleiermacher erzählte selbst, daß er stundenlang gelacht habe über Schlegels Behauptung und seiner Schwester schrieb er eine lange Widerlegung ihrer Ansicht: „Die Herz ist von Charakter und Gemüth fest und still, so daß sie sich auf sich selbst

verlassen kann und meiner nicht bedarf. Ich gehöre aber doch in anderer Rücksicht zu ihrer Existenz, ich kann ihre Einsichten, Ansichten und ihr Gemüth ergänzen und so thut sie mir. Etwas Leidenschaftliches wird aber zwischen uns nie vorkommen, da sind wir wohl über die entscheidendsten Proben hinweg. Unser Verhältniß ist eine recht vertraute herzliche Freundschaft. . . . Hätte ich sie heirathen können, so wäre es gewiß eine Capitalehe geworden, vielleicht nur gar zu einträchtig. . . Aber es ist zwischen uns von Mann und Frau garnicht die Rede. Sie hat nie eine Wirkung auf mich gemacht, die mich in der Ruhe des Gemüths hätte stören können. Wer sich etwas auf den Ausdruck des Innern versteht, der erkennt gleich in ihr ein leidenschaftsloses Wesen. Und wenn ich bloß dem Einfluß des Aeußern Raum geben wollte, so hat sie für mich gar nichts Reizendes, obgleich ihr Gesicht unstreitig sehr schön, und ihre kolossale, königliche Figur so sehr das Gegentheil der meinigen ist, daß wenn ich mir vorstelle, wir liebten und heiratheten uns, ich immer etwas Abgeschmacktes und Lächerliches dabei finden würde, worüber ich mich nicht leicht hinwegsetzen könnte." An einer anderen Stelle sagt Schleiermacher, er käme sich bisweilen vor wie ein kleiner Arbeitsbeutel am Arm der großen Herz.

Diese selbst dachte ebenso unbefangen über ihr Verhältniß zu ihm und erzählt in ihren Erinnerungsblättern, daß man in Berlin eine Carricatur darauf gemacht habe; man bildete nämlich auf einem Spaziergang das ungleiche Paar ab, indem man der Herz statt Sonnenschirm Schleiermachers Figürchen in die Hand gab. Beide haben herzlich darüber gelacht, wie sie versichert, hinzusetzend: „wir haben uns gegenseitig oft darüber

ausgesprochen, daß und warum wir kein anderes Gefühl für einander hegen konnten als diese schöne innige Freundschaft." Uebrigens war Schleiermacher auch beinahe vier Jahre jünger als Henriette, ein Unterschied des Alters, der für ein Liebesverhältniß auch nicht günstig ist.

Der wirksamste Grund seiner Unempfindlichkeit für Henriettens Schönheit lag aber wohl darin, daß er damals gerade eine heftige Leidenschaft für Eleonore Grunow empfand, eine Frau, die in unglücklicher Ehe mit einem Amtsbruder Schleiermachers lebte und ernstlich an eine Scheidung dachte, um letzteren zu heirathen. Die Herz, die sonst so tugendstrenge Frau, war die Vertraute der Liebenden und fand nach damaliger sentimental-unmoralischer Anschauungsweise kein Unrecht in ihren Plänen, sowie sie auch die Scheidung ihrer Freundin Dorothea Veit und deren Verheirathung mit Friedrich Schlegel befördert hatte, ohne zu ahnen, daß sie ein Unrecht gut hieß, dessen Schuldlast die Tochter des Philosophen Mendelssohn reuevoll in den Schooß des Katholicismus getrieben hat.

Wie Schleiermacher als christlicher Prediger sich über eine Liebe zu einer verheiratheten Frau selbst absolviren konnte, bleibt ein ungelöstes Räthsel in dem Leben dieses merkwürdigen, sonst so klaren Geistes. Er war ganz außer sich, als Eleonore Grunow endlich, um ihr Gewissen zu beschwichtigen, sich weigerte, ihn zu heirathen. Er machte ihr aus ihrer Tugend ein Verbrechen und behauptete, er sowohl wie sie würden aus Kummer über das zerrissene Verhältniß sterben, was jedoch keineswegs eintraf. Eleonore, die jedenfalls eine bedeutende Frau war — sie hat einige der geistvollsten Briefe über die Lucinde geschrieben,

durch deren Herausgabe Schleiermacher so viel Aufsehen und Tadel erregte — verschwand im Dunkel eines streng zurückgezogenen Lebens, und der verzweifelte Geliebte fand — theilweis durch die Vermittelung seiner Freundin Henriette Herz — eine beglückende Heirath mit der jungen Wittwe des Predigers von Willich. Er starb am 12. Februar 1834 und ist durch die Feier seines hundertjährigen Geburtstages ein berühmter Gegenstand allgemeiner Besprechung geworden, wodurch wir überhoben sind, mehr Einzelheiten seines Lebens hier zu geben. Nur sei noch erwähnt, daß Henriette Herz durch ungetrübte Freundschaft bis zuletzt mit ihm verbunden war; sie ließ sich gleich nach dem Tode ihrer Mutter taufen, längst darauf vorbereitet durch den Umgang mit dem christlichen Lehrer und Freund. Eine Reise nach Rom, wo sie zwei Jahre verweilte und allgemein ausgezeichnet wurde, war ihre letzte, große Lebensfreude. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte sie manche Sorgen und Schmerzen zu ertragen; namentlich klagte sie über die Einschränkungen, die sie sich ihrer geringen Mittel wegen auferlegen mußte. In Italien hatte sie bei einer alten, kränklichen, häßlichen Signora Dionizi jeden Abend eine ausgewählte Gesellschaft junger und alter Männer und vornehmer Frauen gefunden, die alte Dame hatte ihnen nichts zu bieten als „hellen Verstand und eine trübe Oellampe“. Daß man in Deutschland sich nicht damit begnügen wollte, beklagte Henriette mit schmerzlicher Ironie; sie hatte in der That auch nicht viel mehr zu geben und die Gesellschaft, die so zahlreich bei dem guten Essen und trefflichen Wein im Hause ihres Mannes erschienen war, verließ sie nach und nach gänzlich. „Wäre ich jetzt so reich und vornehm, wie ich früher schön war,“

seufzte sie oft, „so würde ich nicht so verlassen, sondern noch allgemein gefeiert sein."

Hauptsächlich schmerzte es sie aber, daß sie auch ihren Hang zum Wohlthun einschränken mußte; als sie kein Geld mehr geben konnte, gab sie wenigstens Unterricht an unbemittelte junge Mädchen und verschaffte ihnen dann gute Stellen als Erzieherinnen. Sie war dadurch so populär geworden, daß auch einmal ein armes Dienstmädchen in ihr Gärtchen kam und fragte: „Wohnt hier die Hofräthin Herz, die die Mädchens vermiethet und so gut versorgt?"

Mit dem zunehmenden Alter mußte sie jedoch diese erheiternde Wirksamkeit aufgeben, sie wurde kränklich, ihre Bekannten und Freunde starben vor ihr her und ihre Mittel nahmen rasch und rascher ab, da es in Berlin immer theurer wurde und ihre Krankheiten viele Kosten verursachten. Die Greisin sah sich oft in wirklicher Geldverlegenheit, suchte dieselbe jedoch möglichst geheim zu halten. Aber der einstige Jugendgenosse und treue Freund, Alexander von Humboldt, erfuhr dennoch davon und wendete sich im Jahre 1845 an Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, von dem er wußte, daß er durch seinen Erzieher Delbrück zuweilen den Namen der edlen Frau gehört hatte. Der König ergriff den Gedanken, ihr in ihrer Noth beizustehen, mit lebhafter Freude und erhöhte durch die zarte und schonende Form der Gabe noch ihre pecuniäre Bedeutung. In einem Handbillet an den Kabinetsrath Müller erklärte der König: da die Hofräthin Herz, deren Namen er schon in frühester Kindheit mit so viel Hochachtung habe aussprechen hören, selbst nichts erbeten habe und überhaupt die ganze Sache ohne ihr Wissen ge-

schehen sei, so fände er es angemessen, keine Cabinetsordre hinsichtlich der Bewilligung an sie selbst zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn von Humboldt gehen zu lassen. So erhielt denn die alte Frau ganz unerwartet ein bedeutendes Geldgeschenk gleich und fünfhundert Thaler jährliche Pension aus der Privatschatulle des Königs. Eine neue Lebensfreude kam über sie, als die lastende Sorge von ihr genommen war und die ehrenvolle Theilnahme des königlichen Gebers sich auch noch durch persönliche Besuche in ihrer kleinen Sommerwohnung im Thiergarten bethätigte. Sie starb an Altersschwäche am 22. Oktober 1847 im vierundachtzigsten Lebensjahre.

Levin Schücking und Freifräulein von Droste-Hülshoff.

Der westphälische Adel ist ein reiches, selbständiges und originelles Geschlecht, namentlich in seinem Hauptstamm, dem Münster'schen, von dem die Nebenzweige des Paderborn'schen und Sauerländischen nur wenig abweichen, die Schößlinge des Ravenberg'schen und Tecklenburg'schen aber wie fremde Propfreiser abstechen, weil sie protestantisch, weniger reich und weniger originell sind.

Auf den großen Gütern, die fast alle Majorate sind, leben die westphälischen Adelsfamilien in patriarchalischer Abgeschlossenheit; von Ostern an bis nach Weihnachten wird das Landleben durch nichts unterbrochen, nur in seltenen Fällen kommt eine Badereise oder sonstige Vergnügungsreise vor. Drei Wintermonate werden in der Hauptstadt der Provinz, in Münster, zugebracht. Mit dem 6. Januar, dem Feste der heiligen drei Könige, beginnen die Lustbarkeiten der Fastnachtszeit. Die adeligen Häuser, eigentlich kleine Schlösser, von Mauern und Gittern umgeben, entre cour et jardin, wie sie auch im Adels-

viertel von Paris, dem Faubourg St. Germain, sich noch vorfinden und wie etwa noch zwei bis drei in der vornehmen Wilhelmsstraße zu Berlin existiren, haben eine stattliche Außenseite, eine historische Physiognomie, möchte man sagen. Es sieht prächtig aus, wenn die hohen Bogenfenster erleuchtet sind und in den endlosen Zimmerreihen der vererbte alte Hausrath von kostbaren Möbeln, Weiß mit Vergoldung, von Gobelintapeten, werthvollen Gemälden und Silbergeräth sichtbar wird. Man könnte antiquarische Kultur- und Kunststudien vornehmen bei Betrachtung des Innern eines sogenannten „Hofes“ in Münster. Der Erbschmuck und das Silbergeschirr zeigen noch die edlen Formen, die der Kunstgeschmack des Mittelalters ausgedacht hat. Wenn man in den Festräumen die reich besetzten Tafeln erblickt und die schönen Frauengestalten in rauschenden, bauschenden Gewändern, kann man sich einbilden, ein lebendes Bild von Paul Veronese oder Rubens vor sich zu sehen.

Der Erbdrostenhof hat unter anderen einen Tanzsaal, der an Höhe und Würde einer Kirche gleicht. Unter den massiven Kronleuchtern drehen sich die Paare mit unbewußter Feierlichkeit im Walzertakt und scheinen sich vor den Ahnenbildern in Ritterrüstungen oder Bischofsmänteln zu fürchten. Im Meerveldtschen Hof ist im Eßsaal ein Silberschrank aufgestellt, der die kostbaren Schalen und Humpen des tollen Wiedertäufers Johannes von Leyden zur Schau trägt. Auch die Kette, welche seinen tollen Königsmantel hielt, wird dort aufbewahrt; ein Graf von Meerveldt hatte sie beim Siege über die Wiedertäufer zur Beute gemacht.

In dem Galen'schen Hof erregen die Kriegstrophäen des

geistlichen Haudegens Bischof Bernhard von Galen besonders die Aufmerksamkeit der Gäste. Im Volksmunde heißt es noch jetzt: „ich bin ein Graf Galen, kann prachen und prahlen.“ Das weltliche Regiment der Kirchenfürsten von Münster hörte erst im Jahre 1801 auf, als Maximilian Franz, Erzherzog von Oesterreich, starb.

Jetzt sind aber die Bischöfe von Münster seltsamerweise noch immer weltliche Größen; man räumt ihnen auf die gesellige Welt großen Einfluß ein. An der Spitze des sogenannten Damenklubbs, eines Ballinstituts nach dem Vorbilde alter englischer Aristokratenfeste, steht der Bischof gemeinschaftlich mit einer alten Dame. Er erscheint in allen Gesellschaften des Adels und sieht geduldig zu, wie man sich amusirt. Dafür wird aber auch die Rücksicht genommen, daß pünktlich mit Eintritt der Fastenzeit nicht mehr getanzt und nicht mehr gegessen wird. Es finden wohl noch gesellige Zusammenkünfte statt, aber man fastet ganz streng und genießt höchstens Eis, Kuchen und Thee bei denselben. Ist die Fastenzeit vorüber, gehen die Familien wieder auf ihre Güter und verleben ihre Sommerzeit in hergebrachter Einsamkeit. Nur wenn die Winterzeit reich an Verlobungen war — der geheime Zweck aller Ballfeste — wird der Sommer zu großen Hochzeiten benutzt. Dabei geht es denn so glänzend und geräuschvoll zu, wie bei fürstlichen Vermählungen in früheren Jahrhunderten. Die ganze Sippschaft kommt zusammen und feiert wochenlang eine solche Hochzeit.

Vor einem halben Jahrhundert war der Adel des Münsterlandes einigermaßen aus seiner respektabelen, aber munteren Lebensweise aufgeschreckt durch die veränderten Verhältnisse, welche der preußische Scepter gegenüber dem Krummstabe ge-

schaffen hatte. Münster wurde der Sitz eines Generalkommando's und eines Oberpräsidiums. Das fürstbischöfliche Schloß wurde diesen beiden Spitzen der Behörden eingeräumt und der bisherige geistliche Herrensitz mußte sich sehr weltliche Veränderungen gefallen lassen. Der berühmte Blücher und der geniale Vincke herrschten darin mit unumschränkter Gewalt. Ersterer wurde später durch den sächsischen General von Tiedemann ersetzt.

Nach einigem Schmollen und Staunen über die veränderten Zustände ließ sich der Adel die neuen Reize der vornehmen Welt gefallen und nahm regen Antheil daran. In den Gesellschaften der geistreichen Generalin von Tiedemann, einer gebornen von Charpentier, und ebenso bei der Gemahlin des Oberpräsidenten von Vincke, einer gebornen von Syberg, versammelte sich Alles, was in Münster auf einige Bedeutung Anspruch machte. Es ist ein merkwürdiger Beweis für die erregte Stimmung der damaligen Zeit, daß die beiden genannten Damen die Genialität soweit trieben, sich zeitweise im Irrenhause aufhalten zu müssen, was sie jedoch keineswegs hinderte, in den Intervallen sehr geistreich und leutselig zu sein. Andere Frauen von ähnlicher Anlage lebten damals zahlreich in Münster, die bekannter geworden sind und jetzt zu den Celebritäten der Literatur zählen, die Prinzessin Gallitzin, die Gräfin Stollberg, die Frau von Lützow-Ahlefeldt, die Majorin Paalzow, die Baronin von Hohenhausen u. a. m.

In diesen Zirkeln erschien auch ein junges Mädchen, ein Sprößling der westphälischen Aristokratie, dessen Lebensschicksale und Charakterentwickelung in Vorliegendem näher besprochen werden sollen.

Es war Annette von Droste-Hülshoff; Augenzeugen haben erzählt, daß sie durch das ungewöhnliche, fremdartige Gepräge ihres Wesens gleich beim ersten Anblick überrascht worden seien. Ohne eigentlich schön zu sein, besaß Annette von Droste doch äußere Eigenschaften, die zu einer idealisirenden Auffassung Anlaß geben konnten.

Sie hatte eine äußerst zarte Gestalt, ihre Glieder waren geschmeidig und zierlich, ihre Hände namentlich sehr klein. Ihr Reichthum an goldenem Haar wäre der poetischen Sagenwelt würdig gewesen. Das Gesicht war ein feines, blühendes Oval, nur zeitweise zu stark geröthet. Der Mund und die Zähne waren vollendet schön. Die Nase stand jedoch ein wenig schief, was in klugen Gesichtern oft vorkommt, die Stirn war zu hoch und zu breit, auch die Augen, obwohl groß und blau, waren durch Kurzsichtigkeit entstellt. Ihr Wesen war lebhaft, neckisch, geistblitzend, aber zurückhaltend. Gegen die Huldigungen der Männer zeigte sie sich fast undinenhaft kalt; vor muthmaßlichen Freiern hatte sie einen wahren Abscheu. Ihre Mutter, eine schöne, stolze Frau aus dem originellen Geschlecht der Freiherren von Harthausen, bestärkte sie in dieser Richtung und hielt auch ihre ältere Schwester, eine gefeierte Schönheit, ganz gegen die Gewohnheit anderer Mütter, vom Heirathen zurück. Bei Letzterer gelang es ihr indessen nicht, denn sie verlobte sich auf einer Reise, und zwar schon im vorgerückten Lebensalter, mit dem berühmten Bibliographen Freiherrn Joseph von Laßberg in der Schweiz. Eine überaus glückliche Ehe und zwei holde Enkeltöchter söhnten die Mutter später mit dem Schritt ihrer ältesten Tochter aus. Aber bei der jüngeren blieb sie unerbittlich; als

auch sie ein Verlöbniß eingegangen war, mußte sie es nach mancherlei Kämpfen wieder aufgeben.

Eine eigentliche Liebe war freilich nicht zu überwinden, denn Annette hatte eine solche nie empfunden; diese Saite ihrer Seele ist stumm geblieben und kein Liebeslied fand jemals ein Echo in ihr. Ihrer sonst so reichen Feder fehlte es an Ausdrücken, wenn dies Thema sich ihr darbot. Desto größer war ihre Begabung für die Freundschaft; sie weihte dem Kultus derselben die schönsten Gedichte, die jemals diesem Gegenstande gewidmet wurden. Es weht ein Enthusiasmus des Herzens darin, der an die Lehre des Cicero vom amor amicitiae erinnern kann. Man nehme ihre Gedichtsammlung zur Hand und lese die Epistel voll warmer Empfindung an Sibylle Mertens-Schaafhausen, an Amalie Hassenpflug, an Henriette von Hohenhausen und ihre Nichte Elise, die Verfasserin dieser Zeilen und fast aller Erinnerungsbilder über Annette von Droste-Hülshoff, wenn man die Bestätigung dieses Ausspruchs sucht.

Unter diesen Freundschaftsgedichten ist eins von ganz besonderer Bedeutung für ihr Leben geworden, es ist der Nachruf an Katharina Schücking. Die Bekanntschaft mit dieser schönen und geistvollen Frau fiel in eine Zeit der Seelenkämpfe bei ihr, wie sie dem Siege des Genius vorauszugehen pflegen. Es war die erste Dichterin, die Annette von Angesicht sah, von deren Lippen sie die befreiende Macht der gebundenen Rede vernahm. Lassen wir ihr selbst das Wort:

„Du hast es nie geahnt und nie gewußt,
Wie groß mein Lieben ist zu Dir gewesen,
Nie hat Dein blaues Aug' in meiner Brust
Die scheu verhüllte Runenschrift gelesen;
Wenn Du mir freundlich reichtest Deine Hand
Und wir zusammen durch die Haine wallten,
Nicht wußtest Du, daß wie ein Götterpfand
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,
Vom ersten Kuß der jungen Muse trunken,
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,
Und weinend in die Gräser bin gesunken;
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,
Da ich zum ersten Mal Dich sollte schauen,
Westphalens Dichterin; und wie da floß
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen."

Die junge Frau, mit der das junge Mädchen in solche innige Freundschaftsbeziehungen trat, verdiente vollkommen den poetischen Nimbus dieses schönen Gedichtes. Sie war eine jener Seelen, die im Leiden, Lieben und Dichten die ewige Schönheit der rechten Weiblichkeit repräsentiren. Ihr ganzes Wesen war latente Poesie, und ihre Lieder wirkten wie Blütenstaub befruchtend auf Annettens empfängliches Gemüth. Die ersten Gedichte derselben, welche damals entstanden, waren jedoch nur schattenhafte Nachbildungen der vorhandenen Literaturerscheinungen, und erst viele Jahre später zeigte sich die männliche Gestaltungskraft und Ursprünglichkeit ihres Talentes.

Ihre Freundin Katharina Schücking war vom Schicksal nicht auf die Rosen des Lebens gebettet worden, sie verblutete an den Dornen desselben und starb nach mancherlei Familien=

kümmernissen in noch jugendlichem Alter. Ihr ältester Sohn, Levin, geboren am 6. September 1814, war der Erbe ihrer poetischen Begabung und trat mit dem Todesgruß seiner Mutter, gleichsam wie ein Vermächtniß von ihr, eines Tages in die ländliche Einsamkeit Annettens.

Ihr Leben hatte unterdessen eine eintönige, düstere Färbung angenommen; ihr geliebter Vater und ein jüngerer Bruder waren gestorben, das schöne, gesellige Schloß Hülshoff war gegen den Wittwensitz der Mutter, das kleine, stille Rüschhaus, vertauscht worden; ihre Gesundheit und ihre Jugend begannen zu schwinden. Aber das Altwerden, welches sonst dem weiblichen Herzen so hart ankommt, wurde ihr nicht schwer; die lebhafte Sympathie, welche sie für die Jugend empfand, erhielt sie selbst jung. Als ihr Schutzbefohlener, kaum dem Knabenalter entwachsen, vor ihr stand, wendete sich ihm ihre mütterlichste Theilnahme und Freundschaft zu. Ihr träumendes Stillleben zuweilen aufzugeben und für ihn zu sorgen, erschien ihr als Pflicht.

Durch ihre Vermittelung erhielt Schücking eine lehrreiche Beschäftigung in der berühmten Bibliothek ihres Schwagers, wo er die reichen Bücherschätze ordnete und zugleich für seine eigenen Studien benutzte. Auf der alten romantischen Meersburg am Bodensee gründete Annette ihrem jungen Freunde eine Heimat für Geist und Herz, indem sie sich selbst auch dort ansiedelte. Mit ihrer würdigen Mutter zog sie nach der Schweiz und kam nur noch zeitweise nach Westphalen zurück.

Das Zusammenleben auf der Meersburg begeisterte die beiden Poetenseelen zu einem wahren Wettkampf des Schaffens.

Die Gedichte, welche dort entstanden sind, haben eine ganz besondere Weihe empfangen und zündeten viel mehr als die früheren poetischen Erzeugnisse Annettens.

Sie hatte bereits im Jahre 1838 eine Sammlung derselben (Münster bei Aschendorf) erscheinen lassen, die aber wenig bekannt geworden ist. Nicht viel besser erging es der Herausgabe ihrer Gedichte, die Cotta's berühmter Verlag im Jahre 1841 übernommen hatte. Der Erfolg war anfangs ein so geringer, daß eine boshafte Dame aus dem nähern Umgangskreise der Dichterin ihr sagen konnte: „Ich bin entzückt von Ihrer Sammlung; es ist unbegreiflich, daß sie sonst nirgends Anerkennung findet.“

Erst durch die einzelnen in die Welt fliegenden Feuerfunken ihres Genius entbrannte die Begeisterung für die große Dichterin. Die Poesien von ihr, welche damals im „Morgenblatt“, in der „Kölnischen Zeitung“, in den „Rheinischen Jahrbüchern“ u. s. w. erschienen, wirkten so nachhaltig, daß die Sammlungen der Gedichte davon mit fortgezogen und ebenfalls allgemeiner bekannt wurden. Indessen müssen wir hier doch als Merkwürdigkeit erwähnen, daß nur erst vor zehn Jahren die zweite Auflage dieser wundervollen Gedichte erschienen ist und sobald keine dritte in Aussicht steht! Was lesen und lieben denn eigentlich die deutschen Frauen, wenn sie die großartigste Manifestation ihres eigenen Geistes so wenig beachten.“

Auch Levin Schücking dichtete auf der Meersburg seine schönsten Lieder in dem Zusammenleben mit seiner poetischen Freundin. Manche davon gleichen so sehr den ihrigen, daß man

die Wahrheit ihres Ausspruchs deutlich empfindet, daß zwei eng verwandte Seelen in ihnen lebten:

„Pollux und Castor — wechselnd Glüh'n und Bleichen,
Des einen Licht geraubt dem Andern nur,
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen —
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!
Und mag erneuern sich die holde Mythe,
Wo über'm Helm die Zwillingsflamme glühte."

Der Unterschied der Jahre zwischen ihnen war nicht größer, als zwischen Rahel und Varnhagen. Es hätte also eigentlich ebenso gut wie bei diesem Paar aus ihrer Freundschaft eine Ehe entstehen können. Aber es ist schon oben angedeutet worden, daß unsere Dichterin liebescheu war und die Ehe geradezu fürchtete. Auch ist es natürlich, daß ihre streng aristokratische Erziehung und Anschauungsweise ihr eine Verbindung der Art als eine Unmöglichkeit erscheinen ließ. Das Männerherz, leichter entzündbar und schwerer zu befriedigen, gerieth in Aufregung gegen diese Ansicht, und die schöne Uebereinstimmung der Gemüther wurde einigermaßen unterbrochen. Eine zeitweise Trennung, welche die ältere Freundin mit kluger Vorsicht veranlaßte, stellte indessen das Gleichgewicht bald wieder her um so mehr, als ein schönes bräutliches Verhältniß den jungen Dichter vollkommen entschädigen sollte.

Schücking wurde nämlich eine Zeitlang Erzieher in einem fürstlichen Hause und knüpfte dort einen Briefwechsel mit einer vornehmen jungen Dame an, sie hatte sich für seine Dichtungen begeistert und Freiligrath wußte sie für seine Person zu interes=

siren. Derselbe vermittelte auch den Briefwechsel, der anfänglich von ihrer Seite anonym geführt wurde.

Luise von Gall, selbst als Schriftstellerin bekannt, die Nichte des geistvollen Theater-Intendanten von Gall, schrieb so reizende Briefe, daß Schücking sich leidenschaftlich in sie verliebte und Beide sich verlobten, ohne sich jemals gesehen zu haben. Das Paar schickte sich die beiderseitigen Brustbilder, die ganz geeignet waren, großes Gefallen zu erregen, da die etwaigen Schönheitsmängel nicht dabei zum Vorschein kamen. Bei beiden Persönlichkeiten waren solche übrigens auch eigentlich nicht vorhanden, denn Luise von Gall konnte gegründeten Anspruch erheben, für eine vollendete Schönheit zu gelten. Es existiren leider keine guten Darstellungen von ihr, aber sie glich der berühmten Tragödin Klara Ziegler, deren großartig schöne Erscheinung so viel Bewunderung erregte.

Auch Levin Schücking besaß ein sehr bevorzugtes Aeußere; seine feinen regelmäßigen Züge erinnerten an die sanfte Schönheitsblüte seiner unvergeßlichen Mutter. Dennoch war es den Verlobten vorbehalten, sich bei ihrer ersten persönlichen Begegnung mit einer Ueberraschung, die an Enttäuschung grenzte, anzustaunen. Der Bräutigam, klein und zierlich, stand vor einer so hohen, stattlichen Figur, daß sie allenfalls einer Bavaria hätte zum Modell dienen können. Das bräutliche Du, welches sich in den Briefen schon so breit gemacht hatte, wollte nicht über die Lippen, man nannte sich wieder Sie und hatte von beiden Seiten eine Anwandlung von Reue über die rasche Verlobung. Indessen erlangte der Liebeszauber doch bald wieder seine alte Macht, und Schücking schrieb über die Reize seiner Geliebten

einen begeisterten Brief an seine Freundin: „Es giebt eine doppelte Schönheit, — einmal die, welche durch den Abglanz innerer Hoheit und edlen Geistes hervorgebracht wird, die Schönheit der Majestät, die siegende, frappante, welche allemal als Gedanke überwältigend vor uns erscheint. Wenn man sagen kann, daß Musik aus einem Menschenantlitz spricht, so ist es bei dieser Art von Schönheit Harmonie. Die andere ist die, welche als Spiegel des Gemüths wirkt, die Schönheit des Leidens oder der Sehnsucht, die fesselnde, welche vor unserm Auge wie ein verkörpertes Gefühl erscheint — die Musik, die ihre Züge hauchen, ist Melodie —"

Eine solche Melodie, und zwar eine verklungene, war ihm die Erinnerung an den Liebestraum seiner ersten Jugend. Das Glück seines Mannesalters ward zur schönen Wirklichkeit durch den Besitz seiner edlen, schönen Gattin. Wie das befriedigende Ende eines Romans gestaltete sich sein letztes Zusammensein mit seiner Freundin. Sie lernte seine Wahl lieben und segnete seinen ersten Sohn am Taufaltar, wo er von ihr einen Namen empfing.

Doch sollte Schücking sein Doppelglück nicht lange besitzen; im Jahre 1848 starb Annette von Droste und kaum zehn Jahre später Luise von Gall. Er hat sich nicht wieder vermählt; seine vier Kinder sind zum Theil schon von ihm getrennt durch Heirath und Amt. Sein ältester Sohn hat gleich ihm die literarische Laufbahn gewählt. Schücking's goldene Feder hat ihm auch goldene Früchte getragen; er besitzt ein schönes Rittergut in Westphalen und bewohnt im Winter in Münster ein stattliches Haus. Wer ihn besucht, wird mit Interesse über

seinem Schreibtisch ein Bildniß bemerken, das wie in einem Heiligenschein unter Blumen aufgestellt ist. Daß es seine Freundin Annette von Droste-Hülshoff ist, erkennt man an dem Sybillenantlitz, von Blondhaar umwallt.

Nikolaus Lenau und Emilie Reinbeck.

Das tragische Element in einem Dichterleben, der uralte Kampf zwischen Sein und Schein, zwischen Himmel und Hölle, zwischen Lust und Leid, ist wohl niemals so erschütternd zu Tage gekommen als in dem Schicksal von Nikolaus Lenau. Er war freilich nicht der erste wahnsinnige Dichter, der Nimbus des afflatus quasi furoris, das Zeichen des Genius nach Cicero's Lehre, der Poetenwahnsinn, hat lange vor ihm über berühmten Namen gestanden. Das Motto seiner Lebensgeschichte läßt sich in folgenden Worten ausdrücken.

Er litt, nun ja, wie Tausende auf Erden,
Nur daß er mehr als Tausende erlebt,
Nur daß er mehr als Tausende erstrebt,
Nur daß er war, was Tausende nicht werden!

Die Noth, welche so oft die zehnte Muse, jedenfalls eine gute Lehrmeisterin der Poeten ist, stand auch an Lenau's Wiege, obwohl er einer altadligen Familie entstammte und seine Großeltern noch in reichlichen, geachteten Verhältnissen lebten. Aber sein Vater war ein ausgearteter Sprößling des alten Stammes. Um eine tolle Liebesheirath mit Therese Maigräber eingehen zu können, verließ er den Offiziersstand und wurde Amtsschreiber

in Csatad, einem ungarischen Dorfe in der Nähe des Städtchen Temesvar. Dort fand er genug Gelegenheit, durch Hazardspiel und Trinkgelage sein kleines Gehalt und einige tausend Gulden, aus welchen das Vermögen seiner jungen Frau bestand, aufzuzehren. Eine Schuldenlast, die seine Eltern nicht mehr tilgen konnten, drückte bereits auf seine Häuslichkeit, als sein poetischer Sohn am 13. August 1802 geboren wurde. Die Mutter, eine schöne, dunkeläugige, feurige Frau, mußte durch grobe Handarbeit — sie nähte Montirungsstücke — Beihülfe für den Unterhalt der Familie schaffen. Es ist also wohl gewiß, daß der Kindheit Glück durch Thränen und Entbehrungen, noch mehr aber durch Zwistigkeiten der Eltern dem werdenden Dichter vielfach getrübt worden ist.

Mit dem frühzeitig erfolgten Tode des Vaters trat eigentlich keine Besserung der Lage für ihn ein, denn seine Mutter verheirathete sich bald wieder mit einem jungen Arzt, der nicht so viel verdienen konnte, um die Stiefkinder anständig zu erziehen. Die Großeltern verlangten deshalb, daß man ihnen den einzigen Stammhalter des Namens Niembsch von Strehlenau — die Vorfahren waren in dem schlesischen Städtchen Strehlen ansässig gewesen — übergebe, um für ihn sorgen zu können. Aber die leidenschaftliche Mutterliebe der Frau Therese verhinderte die Ausführung dieses vernünftigen und gerechten Vorhabens; aus Eifersucht versagte sie ihrem Liebling Niki das Glück, bei einer zärtlichen Großmutter erzogen zu werden.

Rührend sind die Briefe, welche letztere in dieser Angelegenheit, vergebens, an die Schwiegertochter schrieb. Schon die große Höflichkeit ist bemerkenswerth, welche sie anwendete, um

ihren Zweck zu erreichen. So nannte sie die nunmehrige Doctorsfrau stets „Ihro Gnaden“ und „Hochgeboren“. Auch die Gerichtsbehörden geben derselben diese Titel, wahrscheinlich, weil sie einst adlich vermählt war. Dabei nähte sie noch immer für Geld und der kleine „Baron“ Niki lernte in der bürgerlichen Schule der frommen Brüder in Pest nothdürftig genug. Der Stiefvater faßte wegen mangelnder Einnahmen endlich den Entschluß, nach dem Städtchen Tokai überzusiedeln, wo er der einzige Arzt war. Die Schule war jedoch sehr schlecht dort und Niki hatte wenig Aussicht, ein Gelehrter zu werden, desto mehr aber konnte er sich zum Dichter heranbilden in dem weinreichen Tokai, wo die Rebenhügel von Rosen und Nachtigallen wimmelten und die Poesie des wildromantischen Ungarlandes vor den Knabenaugen Lenau's aufging. Die Bilder der kühnen Husaren, der lustigen Zigeuner, der schwarzbraunen Mädchen, der Sternennächte und Sonnentage begleiteten ihn fortan und wurden in seinen Gedichten wieder lebendig.

Seine Großeltern trauerten jedoch unaufhörlich über die verwahrloste Erziehung, die ihm in dem kleinen Städtchen zu Theil ward, sie sendeten schlaue Boten aus und ließen ihn nebst seiner Schwester Leni heimlich der Mutter entführen. Er schrieb ihr rührende Briefe, worin er sie um Verzeihung bat und sein Glück schilderte, endlich in einem guten Hause zu leben und etwas „Ordentliches“ lernen zu können. Die Mutter fügte sich nun endlich in die Trennung, obgleich alle ihre Briefe sehr leidenschaftliche Klagen darüber führen.

Lenau lernte so eifrig, daß er nach einem glänzenden Examen mit siebzehn Jahren die Universität besuchen konnte; indessen

trat das Schwanken seiner Entschlüsse schon damals deutlich hervor, er ging von der Jurisprudenz zur Medizin und zur Landwirthschaft über, zog sich dadurch die Unzufriedenheit seiner Großeltern zu und überwarf sich so vollständig mit ihnen, daß er wieder zu seiner Mutter zurückkehrte.

Ein Liebesverhältniß mit einem jungen Mädchen niedern Standes und niederer Gesinnung trug auch dazu bei, ihn in unbehagliche Lebensverhältnisse zu versetzen.

Auch der Geldmangel, der Fluch seines Daseins, machte sich wieder in drückender Weise fühlbar.

Seine Gedichte, die er anfangs unter seinem Namen, später unter dem Pseudonym Lenau, die letzten Silben des Familiennamens von Strehlenau, veröffentlichte, trugen ihm nur sehr geringes Honorar ein, obwohl sie das größte Aufsehen machten. Cotta gab ihm für die erste Auflage etwa zweihundert Thaler, was dem jungen Dichter jedoch sehr viel vorkam. Eine Reise nach München und Stuttgart verschaffte ihm die ersten literarischen Beziehungen, mit Uhland, Schwab, Kerner u. s. w. Er knüpfte auch ein erhebendes edles Liebesverhältniß dort an, welches ihn aus den unwürdigen Banden seiner Jugendverirrung befreite, aber sonst freilich auch keinen befriedigenden Abschluß fand. Er konnte sich nicht entschließen, der liebenswürdigen Lotte" seine Hand anzubieten, weil er nicht die Mittel besaß, eine Häuslichkeit zu gründen.

An demselben Tage, als die Liebe ihre Rosen in seinem Herzen entfaltete, erblühte auch ihm das Blümchen der Treue, das Vergißmeinnicht der Freundschaft, er lernte Emilie Reinbeck kennen! Die Kunst führte sie ihm zuerst nahe; in einer

lauen Sommernacht ging er, auf der Heimkehr von einer heitern Landpartie nach der Solitüde, nicht an der Seite der Geliebten, wie er vielleicht geplant hatte, sondern an der Seite der Freundin, weil ein Gespräch über Landschaftsmalerei ihn an sie fesselte. Emilie Reinbeck war eine echte Dichterin in Farben, ihre Landschaften waren poetische Stimmungsbilder mit künstlerischer Vollendung ausgeführt. Lenau's Gedichte sind später oft von ihr illustrirt worden, namentlich die Waldkapelle, mit der fast prophetischen Darstellung der Mondscheinnacht eines Wahnsinnigen, der auf Gräbern trauert! Lenau empfing in ihrer Freundschaft den ganzen Schatz ihres Herzens, so reich an Liebe und Güte! Er nannte sie in seinen Briefen mit Recht „eine köstliche Frau".

In ihrem Hause und ihrem Herzen fand der Dichter eine neue Heimath; leider brachte ihn seine „Gravitation" zum Unglück, sein Dämon der Narrheit, wie er selbst so tragisch wahr seine Anlage bezeichnete, die ihn von hinnen trieb und ihn mit Blindheit schlug, wenn ihm ein schöner Stern aufging, dazu, in der Weltferne Amerika's neue Stürme aufzusuchen und sein Freundschaftsasyl zu verlassen. Die Gedichte, „Mein Stern" und „ohne Wunsch" sind oft auf Emilie Reinbeck gedeutet worden, doch ist es wohl ein Irrthum gewesen, nach den Aussprüchen von Lenau's bewährtesten Biographen beziehen sich dieselben auf die Geliebte, welcher er entsagen wollte, weil er ihr nichts zu bieten hatte.

Der rührenden Episode dieser Liebe können wir nur in einer kurzen Andeutung aus Lenau's Briefen Erwähnung gewähren. Er schildert die Geliebte folgendermaßen: „Ein reizender

üppiger Körper, den aber ein edler Geist beherrscht, daher leichter Gang, Anmuth in allen Bewegungen, besonders schön und umfaßlich über den Hüften. Edles, deutsches, frommes Gesicht, tiefe blaue Augen mit unbeschreiblichem Liebreiz der Brauen, besonders aber ist die Stirn kindlich-fromm-gütig und doch geistig — Marsch mit der dummen Beschreibung — sie ist ein sehr liebliches Mädchen! Aber ich werde dennoch diesem Mädchen entsagen, denn ich fühle so wenig Glück in mir, daß ich Andern keins abgeben kann. Meine Lage ist auch zu beschränkt und ungewiß. Ach, ich werde ihr entsagen, aber ich fühle mich jetzt geschlagener wie jemals, das ganze Leben in Stuttgart, diese Reihe von Wonnetagen, ein ewiges Freudenfest, das ist mir verdächtig, ich möchte mir fast einen nahen Tod daraus prophezeien. Das waren vielleicht die Ferialtage des Abschiedes und mir vom Schicksal gegeben, daß ich mit einem bessern Begriffe von seiner Gastfreundschaft von dannen gehe. Dieser Sonnenblick der Liebe — das ist fast zu viel für mich."

Zu den Glücksgütern dieser „Wonnetage" gehörte auch noch die poetische Brüderschaft, die Lenau mit dem genialen, talentvollen Grafen Alexander von Würtemberg damals schloß. Dem Königshause nahe verwandt, machte sein Streben nach literarischer Celebrität und genialem Vagabundenthum viel Aufsehen. Er war eine Zeit lang der Liebling und zugleich der Zankapfel der gebildeten Welt, man lobte und tadelte ihn ziemlich zu gleichen Portionen und sprach überhaupt sehr gern von ihm. Lenau schrieb von ihm: „Der Alexander ist ein prächtiger Kerl, wild und muthig, ritterlich und herzlich." Er verlebte vielleicht die glücklichsten Tage seines traurigen Lebens auf dessen Schlosse

Serach bei Eßlingen, wohin der Graf Alexander alle interessanten und berühmten Menschen einzuladen liebte. Diese Versammlungen glichen an Anmuthsreiz der Frauen und poetischem Geist der Männer den Liebeshöfen der Troubadoure unter dem Fürsten-Protectorate des Mittelalters. Die Beschreibungen, welche Emma von Niendorf (Frau von Suckow) davon entworfen hat, lesen sich wie Gedichte. Als charakteristisch für das Verständniß von Lenau's melancholischer Dichternatur, führen wir hier noch an, daß in einem Scherzspiel alle Anwesenden mit botanischen Namen bezeichnet wurden, der fromme Kerner erhielt die Passionsblume, Graf Alexander den wilden Wein, und Lenau die Blutbuche zum Symbol; ihr dunkles Laub kann allerdings am deutlichsten sein Bild im deutschen Dichterwald darstellen.

Die treue Freundschaft Lenau's mit dem Grafen Alexander bewährte sich bis zum Tode; Letzterer starb einige Wochen bevor der geistige Tod, der Wahnsinn bei Lenau eintrat. In seiner letzten Krankheit deckte er sich immer mit dem Mantel Alexander's zu und küßte ihn unter Thränen, als Worte und Erinnerungen ihm schon entschwunden waren.

Doch wollen wir dem Gang unsrer Skizze nicht allzusehr vorgreifen. Lenau hatte ein heftiges Verlangen im Beginn seiner literarischen Laufbahn, neue Eindrücke zu empfangen und gleichzeitig Reichthum zu erringen. Beides hoffte er in Amerika zu erreichen, wohin damals die Europamüden massenhaft sich wendeten, namentlich die Deutschen, deren althergebrachte Wanderlust nie ausstirbt. Das ohnehin sehr zusammengeschmolzene Erbtheil seiner Großeltern dachte Lenau durch Ankäufe von Urwäldern zu vervielfältigen und die Naturwunder des neuen

Welttheils sollten ihm Stoffe zu seinen Dichtungen geben. Er behauptete, schon das volltönende Wort „Niagara" brächte seiner Phantasie neues Leben. Alles Abrathen seiner Freunde nützte nichts, er segelte im August 1832 nach Amerika. Schon die Reise, welche zehn Wochen dauerte, ernüchterte ihn gewaltig und nach zehn Monaten war er wirklich amerikamüde. Er schrieb damals an Emilie Reinbeck: „... Ich wußte nicht, warum ich immer solche Sehnsucht nach Amerika hatte — doch ich weiß es jetzt, — Johannes hat in der Wüste getauft — mich zog es nach der Wüste und es ist wirklich etwas wie Taufe in meinem Innern vorgefallen. Vielleicht, daß ich davon genesen bin; mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen langen Einsamkeit ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude, war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber und manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine fernern Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika sehr zu empfehlen. Wenn ein so langer einsamer Winter obendrein gewürzt ist mit einem heftigen rheumatischen Leiden und schlaflosen Nächten, wie er es mir war, dann müßte man doch ein sehr verstocktes Wesen sein, wäre man im Frühling nicht ein wenig vernünftiger, als man im Herbst gewesen."

Lenau sprach später sehr ungern von seiner verunglückten Entdeckungsreise nach Amerika, doch hatte er seine Stoffe dort in der That um manches Goldkorn der Poesie bereichert und wenige Jahre nach seiner Rückkehr trat er in den Zenith seines Dichterruhms. Als er einst in Wien vor einem gewählten Auditorium von Kritikern seinen Faust vorgelesen hatte, nannte Grillparzer ihn den deutschen Dante. Sein Don Juan

gewann ihm fast noch mehr Bewunderer und seine lyrischen Gedichte verdienten ihm mit noch mehr Berechtigung den Namen eines deutschen Byron. Lenau selbst schrieb im September 1833: „Meine kühnsten Hoffnungen auf Dichterehre habe ich übertroffen gefunden. Aber freilich meine bescheidensten Wünsche des Menschenglücks, sehe ich wohl, sind unerreichbar. Ich fühle nämlich manchmal sehr deutlich, daß man doch Weib und Kind haben müsse, um glücklich zu sein, und das ist für mich verloren."

Die letzte traurige Anspielung auf sein Unglück in der Liebe ist auf den Beginn seiner Leidenschaft für jene Sophie zu beziehen, welche einen so tiefgreifenden Einfluß auf sein Schicksal ausüben sollte. Es war eine ähnliche Verbindung, wie sie zwischen Goethe und Frau von Stein bestanden hat; Sophie war, wie diese, Gattin und Mutter. Sie konnte ihr Herz nicht bezwingen, es hing mit heißem Empfinden an Lenau, aber sie wollte ihre Ehe ihm nicht opfern. Mehr als zwölf Jahre dauerte diese wunderbare Dichterliebe, die wie eine Giftblume Tod und Wahnsinn in sich barg.

Es liegt nicht im Bereich dieser Zeilen, die Geschichte derselben hier zu erzählen; Sophie lebt noch und vielleicht übergiebt sie uns selbst einst eine Schmerzensbeichte, wonach ihr volle Absolution zutheilwerden kann. Eine kürzere Liebesepisode hatte Lenau mit Caroline Unger, der talentvollen Bühnen-Künstlerin, es kam sogar bis zu einer Art Verlobung zwischen ihnen, doch ging sie wieder zurück und heirathete später einen Franzosen. —

Lenaus Freundschaft für Emilie Reinbeck überdauerte wie eine echte Immortelle alle die andern Herzenstriebe des Dichters;

wie warm er für sie fühlte, geht aus seinen Briefen hervor. So schreibt er einmal an seinen Schwager: „Meine Emilie ist krank, ich bin tief betrübt darüber, ich liebe die Frau unaussprechlich, mir ist sehr weh ums Herz. Oh, Bruder, kenntest du das göttliche Weib, du würdest mit mir weinen wie ein Kind bei dieser Nachricht.“ — Und ein anderesmal sagt er von den Bildern, womit sie seine Gedichte illustrirte: „Es liegt ein unaussprechlicher Zauber in der Wärme ihres Colorits; jedes Wölkchen athmet, jedes Blättchen pulsirt. Man kann nicht ohne süßen Herzschlag vor ihren Bildern stehen. Sie hat mir meine Zimmer aufs herrlichste damit ausgeschmückt.“

Das Reinbeck'sche Haus wurde für Lenau eine zweite Heimath. Er fand dort immer alles zu seiner Aufnahme bereit. Emiliens Gemahl, der Hofrath Reinbeck, zwar alt und kränklich, war ihm doch eine Stütze und ein zuverlässiger Rathgeber. Er schrieb selbst mit Eleganz und Talent, besonders als Kritiker wurde er hochgeschätzt und wirkte als solcher auch sehr wohlthätig auf Lenaus Productionen. Sie sind fast alle durch die sichtende Hand dieses väterlichen Freundes gegangen, ehe sie für druckreif erklärt wurden. Noch einen andern väterlichen Freund hatte Lenau durch Emiliens Freundschaft gewonnen, nämlich ihren hochgefeierten Vater, den bekannten Geheimenrath von Hartmann, eine der edelsten Berühmtheiten in Stuttgart. Er war ein Freund von Goethe gewesen und hatte in seiner Weise fast ebenso viel geistigen Samen in seiner Umgebung ausgestreut wie dieser in Weimar. Er lebte mit seinem Schwiegersohn Reinbeck, der nur zwei Jahre jünger als er selbst war, in demselben Hause, das ein Ideal reinen Familienglücks darstellte.

Der Dichter Lenau, der brüderliche Freund seiner ältesten Tochter Emilie, wurde von ihm wie ein Sohn geliebt. Derselbe hat ihm in einem seiner schönsten Gedichte: „An einen morschen Baum" ein rührendes Denkmal seiner Liebe gesetzt.

Dem Enthusiasmus der Freundschaft für Lenau schlossen sich alle Besucher des Reinbeck'schen Hauses an, die berühmten Namen: Gustav Schwab, Uhland, Justinus Kerner, Karl Meyer fanden sich darunter in erster Linie. Der Herzensaltar jedes Einzelnen wurde durch so schöne Gluthen geschmückt, daß wir sie gern eingehender schildern möchten, wenn es der Raum gestattete, umsomehr als wir mit eigenen Augen uns noch von der Wahrheit überzeugen konnten. Unsere Jugenderinnerungen reichen lebhaft bis in jene Zeit hinauf. Es war im Herbst des Jahres 1843, als wir von einer Besuchsreise nach der gastlichen Meersburg über Stuttgart zurückkehrten. Der alte berühmte Meister Sepp, Freiherr Joseph von Laßberg, hatte uns Grüße an seine dortigen Freunde und Verehrer mitgegeben; die besten Empfehlungsbriefe hätten nicht wirksamer sein können. Sein Name genügte, um uns das Haus und das Herz von Gustav Schwab, dem liebenswürdigen Dichter, zu öffnen, der so reich an humanem Wohlwollen war. Sein freundliches frisches Gesicht, von blonden Haaren umgeben, trug in jedem Zuge heiteren Seelenfrieden und glückliche Poetenträumerei. Durch seine gütige Vermittlung wurden wir mit Frau von Suckow bekannt, der schönen poetischen Hausfreundin von ihm und Justinus Kerner, die als Emma von Niendorf bereits von uns mehrfach genannt worden ist. Sie war es auch, die uns mit Emilie Reinbeck zusammenführte; unvergeßlich ist der Abend uns ge-

blieben! In einem großen schönen Hause bewohnten Reinbecks die comfortablen Räume des ersten Stockwerks. Wohnlich und doch elegant waren dieselben eingerichtet! Teppiche, Blumen und Bilder waren im Ueberfluß vorhanden, Emilie Reinbeck erschien in nonnenhaft dunkler Kleidung, sanft und resignirt wie eine Matrone, obwohl sie es dem Alter nach nicht war. Sie zählte nur acht Jahre mehr als Lenau, dessen „mütterliche" Freundin sie stets genannt wurde, die mächtigste Empfindung des weiblichen Herzens, die Muttersorge, hatte sie allerdings ihm zugewendet. Er ersetzte ihr den Sohn, den sie nie besessen, den Bruder, den sie früh verloren, und war zugleich für sie die Verkörperung der Lebenspoesie, die in andern Frauenseelen durch die Liebe dargestellt wird.

Die sanfteste Freude verklärte Emiliens blasses Antlitz, als sie die begeisterte Verehrung bemerkte, die wir für Lenau empfanden. Wir trieben damals überall ein wenig Abgötterei mit dem Dichter; alle Frauen sahen in ihm einen Tasso und hätten ihn gern wie Leonore mit Kränzen geschmückt. Die Melancholie seiner Poesie war so viel reiner und tiefer als bei Byron und Heine, die Melancholiker par excellence, es war also kein Wunder, daß er ein Liebling der Jugend und der Frauen war. Sein Bild zu sehen oder ihn selbst kennen zu lernen, hatte schon zu unseren lebhaftesten Wünschen gehört. Und da hing nun dies Bild, von der Künstlerhand seiner innigsten Freundin gemalt, die seine ganze Seele wiederzugeben verstanden hatte! In einen dunklen Mantel gehüllt, den der Sturm zu bewegen schien, schaute er düsteren Auges, mit dem Ausdruck tiefster Seelentrauer in dem schönen edlen Antlitz, aus dem Rahmen und er-

schütterte uns so, als stände er lebendig vor uns und ließe uns die tragischen Erlebnisse ahnen, die schon so nahe über seiner Zukunft sich zusammengezogen. Emilie Reinbeck ergänzte mündlich durch die genaueste Beschreibung sein Aeußeres; er war eher klein als groß, aber kräftig gebaut, Lunge und Brust voll Gesundheit. Sein großer Schädel ließ ein sehr entwickeltes Gehirn vermuthen; das Haar auf dem gedankenvollen Scheitel war etwas dünn, Schnurr- und Backenbart dagegen stark und dunkelbraun. Die Stirn war breit, die Nase sanft geschwungen, die Brauen wie bei Vieldenkern falteten sich dicht zusammen. Die Backenknochen traten etwas hervor, wie bei den Slawen, wie Lenau denn überhaupt an einen edlen Serben erinnern konnte. Die Lippen waren schmal und fest geschlossen. Die braunen Augen waren unergründlich tief, zwei Bronnen voll Geist, Tiefsinn und Schwermuth; Hände und Füße zeigten sich auffallend klein und aristokratisch. Die Haltung war ein gemächliches Sichgehenlassen, meist gebeugt sitzend oder bequem liegend; sein Gang hatte etwas Schwunghaftes. Seine Kleidung war gewählt, fast zierlich, stets trug er gute Handschuh und hielt überhaupt mehr auf seine äußere Erscheinung, als man von Dichtern und Gelehrten gewohnt ist. Mit seinem Blick, seinem Lächeln, seiner Stimme, die so besonders weich und treuherzig klang durch seine ungarisch-österreich'sche Aussprache, wußte er bezaubernd zu wirken, er riß stets zu lebhaftester Theilnahme hin, wenn er nur einige Augenblicke sich zeigte. Seine Begabung für Musik errang ihm in geselligen Kreisen noch mehr Bewunderung als seine Poesie. Er spielte die Geige und die Guitarre wie mit Geisterhänden, namentlich die wildromantischen Weisen

der Zigeunerlieder, die er aus seinen Kindheitserinnerungen aufbewahrt hatte, liebte er und wußte sie meisterhaft vorzutragen. Seine Empfindungen geriethen bei guter Musik so in Schwung, daß er sich am liebsten in die Einsamkeit flüchtete und sich still hinlegte, um sich ungestört diesem Seelengenuß zu überlassen. Wenn er bei dem Grafen Alexander in Serach war, blieb er oft stundenlang in einem dunklen Zimmer auf dem Sopha liegen, während eine talentvolle Hofdame, Fräulein von Bauer, Beethoven spielte, den er ganz besonders liebte. In Weinsberg, wo Justinus Kerner mit merkwürdiger Virtuosität die Maultrommel handhabte und dazu Aeolsharfen säuseln ließ, gerieth Lenau oft in solche Nervenaufregung durch diese Musik, daß er bald weinte, bald lachte und sogar zuweilen in seltsamen Sprüngen tanzte. Wenn er selbst die Geige spielte, sprang er zu den traurigen, wilden Melodien der Zigeunertänze aus seinen Jugenderinnerungen lustig in der Stube herum. Seine musikalische Begabung äußerte sich auch im Pfeiffen, er pfiff so süß wie eine Nachtigall und begleitete gern mit diesem merkwürdigen Naturlaut, den er zu einem wahren Talent ausgebildet hatte, die clavierspielenden Damen. Wenn Lenau pfiff, wie der Rattenfänger von Hameln, geriethen sie in Entzücken und überschütteten ihn mit Beifallsbezeugungen. Er ward überhaupt, vielleicht mehr als heilsam, verzogen, enfant gâté, „verdorben“ nennen es die Franzosen richtiger. Wie bescheiden und tiefsinnig er selbst aber seinen Dichterruhm auffaßte, beweisen folgende wunderbar schönen Verse:

Ruhmeshauch kann nur dich stärken,
Wenn er dir auf Dornenwegen,
Und nach heißvollbrachten Werken
Ueberraschend blüht entgegen! — — —

Selten hat wohl ein Mann so viel Freundschaftsbande angeknüpft und treu festgehalten wie Lenau; in den drei Familien Schwab, Kerner und Reinbeck ward er, wie bereits gesagt wurde, wie ein Angehöriger betrachtet, unter seinen jüngeren Freunden lernten wir damals in Stuttgart auch den jetzt verstorbenen Albert Schott und den noch jetzt jugendfrischen Hermann Kurz kennen. Seine zahlreichen Freundeskreise in Oesterreich standen uns leider ferner, doch ist der herrliche Dichter Anastasius Grün (Graf Auersperg) uns nicht so unbekannt, um nicht hier mit einem Seelengruße seiner zu erwähnen! Eine literarische Wallfahrt nach Weinsberg und der alten Burgveste Weibertreu zu machen, unterließ damals kein Reisender, der durch das poetische Schwabenland zog. Mit einem Geleitbriefe der Stuttgarter Lenaufreunde kamen auch wir dort an und wurden so herzlich aufgenommen, als hätten wir seit Jahren zu dem Geisterverbande dieser unsichtbaren Loge gehört. Justinus Kerner war schon halb erblindet, hatte aber immer den sehnlichen Wunsch, das Antlitz, den Seelenspiegel, seiner Besucher zu sehen; er pflegte deshalb wohl hauptsächlich als Begrüßungsformel Alle zu küssen, auch junge und alte Frauen, denen das natürlich sehr seltsam vorkam. Der Moment des Kusses reichte hin, ihm in nächster Nähe ein Urtheil über die Physiognomie des Gastes zu gewähren. Zuweilen strich er auch noch mit der Hand über Haar und Gesicht, worauf er das Resultat seiner Beobachtung

laut und treuherzig verkündigte: „Gute seelenvolle Gesichter", sagte er freundlich zu uns und ließ uns an seiner gastlichen Familientafel niedersetzen, die sein Sohn Theobald, damals schon Doctor und Held einer romantischen Liebesgeschichte, eigenhändig gedeckt und besorgt hatte. Justinus Kerner war ein berühmter Irrenarzt und wir erlebten die komische Anekdote dort, daß sein Dienstmädchen mit echt fränkischer Aussprache meldete: „Herr Doctor, es sind zwei ‚Rasende' draußen," worauf wir ängstlich die Flucht ergreifen wollten, bis man uns belehrte, es seien nur „Reisende" gemeint. Eine gemüthskranke Dame nahm übrigens an der Mahlzeit Theil und wurde freundlich ins Gespräch gezogen. Sie litt an der fixen Idee, nicht alt werden zu wollen, und man hatte ihr vorgespiegelt, Kerner besäße ein Mittel, dies zu verhindern. Als sie aber seine alte liebenswürdige Ehehälfte sah, verlor sie den Glauben an seine Geschicklichkeit, bis er ihr versicherte, er könne sie wohl jung machen, aber er wolle es nicht, denn er möge eine alte Frau lieber als eine junge. Das gab ihr Anlaß zum Nachdenken und damit einen Anfang zur Heilung.

In dem romantischen ruinenreichen Garten wurde uns auch der alte Thurm gezeigt, in welchem Lenau zu schreiben pflegte. Es war ein Ueberbleibsel aus der Zeit des Bauernkrieges, mit Wappenschildern und gemalten Fensterscheiben aufgeputzt, zu einem echten Stelldichein mit der Fee Romantik; Lenau arbeitete an seinen Albigensern darin.

Daß Emilie Reinbeck in der reichen Dichterfreundschaft doch den höchsten Rang einnahm und Lenau's Herzen stets am nächsten stand, lag wohl in sehr natürlichen Ursachen. Sie hatte

keine Kinder, an denen alle seine andern Freunde und Freundinnen reich waren und denen sie mehr oder weniger ihre Interessen zuwendeten. Er hat, wie ein wirklicher Sohn, die Freuden, aber auch die Schmerzen in Emiliens Leben hervorgerufen.

Das düstere Ende seiner Laufbahn beweinte sie mit einem echten Mutterherzen; ihr schönstes Bild, das sie gleichsam mit Thränen gemalt hat, ist die einsame Kapelle im Mondenlicht. Dies Gedicht Lenau's gleicht einer furchtbaren Prophezeiung seines eigenen grausen Geschickes, man höre:

Starrt so des Wahnsinns Auge wild hinauf
Zum stillen, klaren, ewiggleichen Frieden,
Mit dem die Sterne wandeln ihren Lauf —
Ein Anblick ist's, der traurigste hienieden!

Was hat, o Schicksal, dieser Mensch gethan,
Daß mit des Wahnsinns bangen Finsternissen
Du ihm verschüttet seine Lebensbahn,
Aus seiner Seele seinen Gott gerissen?

Kurz ehe diese „bangen Finsternisse" bei Lenau eintraten, leuchtete ihm noch ein Sonnenstrahl des Glücks, eine holde Hoffnung auf Liebe. Er lernte in Baden-Baden ein junges Mädchen kennen, Marie Schmidt aus Frankfurt am Main. Emilie Reinbeck billigte seine Wahl und beschrieb sie den übrigen Freunden als eine marienhafte Erscheinung. Lenau hoffte an ihrer Seite den Frieden und die Sorgenlosigkeit des Lebens kennen zu lernen, nach denen er sich immer so sehr gesehnt hatte. Die Braut war überglücklich und stolz, die Liebe eines berühmten Dichters errungen zu haben. Aber sie sollte bald aus allen ihren Himmeln gestürzt werden, den jähesten Wechsel von Glück und Unglück erfahren! Lenau hatte sie für

reich gehalten; sie hatte nur einige Tausend Gulden! Die Furcht vor der Lebensnoth tödtete schnell die Hoffnung auf Glück in dem verzagten Dichterherzen. Lenau hatte schon in Amerika vergebens danach gestrebt, seinem Pegasus goldene Flügel zu verschaffen, und nun sollten ihn die bleiernen Fesseln der Armuth drücken! Er rang verzweiflungsvoll mit dem schnöden Gelderwerb, er verkaufte an Cotta im Voraus alle Erzeugnisse seiner Muse, wodurch sie ihm in eine Hydra verwandelt schien, er mußte sie ja mit seinem Herzblut und seinem Gehirnschweiß ernähren! Mit Recht schien ihm diese Aufgabe, dichten zu müssen, zu schwer. Seine reizbaren Nerven geriethen in Aufruhr, das langjährige Verhältniß mit der bereits erwähnten „Sophie" in Wien verwirrte mit mysteriösen Einflüssen seine Sinne, körperliche Leiden traten hinzu und so brach am 16. October 1844 ein furchtbarer Paroxismus des Wahnsinns bei ihm aus. Kurz vorher hatte er noch gesagt, als er ein Bild des Phaeton mit den durchgehenden Sonnenrossen sah: „Wir Dichter sind alle solche phantastische Wagenlenker, die sehr leicht von ihren eigenen Gedanken geschleift werden können." Eine Vorahnung seines Wahnsinns hat ihn eigentlich durch sein ganzes Leben begleitet. Seine unselige Melancholie war nie vollständig zu überwinden gewesen!

Es ist eine tragische Fügung gewesen, daß Lenau im Hause von Emilie Reinbeck wahnsinnig geworden ist. Der Schreck und der Schmerz darüber haben ohne Zweifel ihren Tod herbeigeführt. Sie starb zwei Jahre später nach langem Siechthum; in der Nacht ihres Todes rief Lenau plötzlich, wie von einer Vision heimgesucht: „Emilie, ich muß zu dir!" Er selbst mußte

noch längere Zeit in der Irre wandeln; man hat viele genaue Berichte von Beobachtern seines Seelenleidens. Er verlor schon sehr bald nach dem Ausbruch desselben das schönste Kennzeichen des Menschenthums, die Sprache, und heulte nur noch in unarticulirten Tönen. Einzelne halblichte Augenblicke hatte er jedoch auch noch in späteren Jahren zuweilen. So zeigte man ihm einst einige Büsten, welche den Saal der Irren-Anstalt des Dr. Görgens schmückten. „Das ist Homer, ach ja, ein berühmter Dichter, aber Lenau ist noch berühmter," sagte er, und bei Plato's Büste rief er mit schallendem Gelächter aus: „Das ist Plato, der die dumme Liebe erfunden hat."

Einst besuchte ihn eine Dame seiner früheren Bekanntschaft, er rief: „Ach wie schön sind Sie!"

„Was fällt Ihnen ein, lieber Herr von Niembsch," erwiderte sie, „ich bin ja alt und gar nicht schön."

„Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens, dann findet man Sie schön," sagte der Dichter mit schönem Tiefsinn. Kurz vor seinem Tode weinte er viel und wiederholte immer: ach der arme Niembsch ist sehr unglücklich. Er starb am 22. August 1850, umgeben von seinen Verwandten, der Schwester Therese Schurz, ihrem Gemahl und ihren Töchtern. Er wurde auf dem blumigen kleinen Kirchhof in Weidling begraben, gleichsam bewacht von den liebenden Augen der Seinigen. Einst hatte er zu seiner Schwester gesagt, die dicht daneben in einem reizenden Häuschen im Grünen wohnte: „Ach, da ließe es sich wohl sein! da möchte ich ausruhen."

Sein letztes Gedicht hat er an seine Sophie gesendet, er

hatte es nur wenige Tage vor seinem Irrsinn geschrieben, es klingt wunderbar schön und rührend.

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wieder findet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo Alles wogt und schwindet.

O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Fluth hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunden schließen,
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen!

Auch ein sehr charakteristisches Gedicht von Emilie Reinbeck mag hier noch zum Schlusse stehen:

Im Herbst.

Abschied zu nehmen, komme ich heute,
Natur! zu deinem Grün, ehe noch als Beute
Herbstwinde ihren Schmuck abreißen meinen Bäumen,
Eh' sie die Wälder lichten und ausräumen,
Die nackt und kahl den Fröſten preisgegeben,
Tief trauern um ihr kurzes Sommerleben.
Wenn nun mit seinem schweren Schritt
Der Winter all dein Grün zu Tode tritt,
So endlich giebt die Zeit mit ihren Stürmen
Den abgelaubten Menschen preis den Würmen.
Fortlieben will ich die erstorbne Flur

Und wie die grünen Bäume auch die grauen;
Daß wenn die Zeit auch mir gebleicht das Haupt
Und ich verlassen stehe und entlaubt,
Du noch mit deiner stillen reichen Welt,
Mit Wesen, die der Mensch vernünftig hält,
An mein verarmtes Herz dich schmiegst,
Und meine Todeslust besiegst,
Daß mich noch etwas an die Erde kettet,
Und von dem Heimweh nach dem Himmel rettet.

Emilie Reinbeck hat eine reiche Sammlung gemalter Dichtungen hinterlassen, die im Stuttgarter Familienkreise vertheilt worden sind. Möchte doch eine pietätvolle Hand diese verborgenen Schätze an das Licht der Oeffentlichkeit ziehen und eine illustrirte Ausgabe von Lenau's Gedichten damit schmücken oder wenigstens eine Ausstellung davon veranstalten, und gleichsam auf diese Weise ein Denkmal stiften für die Dichterfreundschaft zwischen Emilie Reinbeck und Lenau.

Goethe und Frau von Stein.

„Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben, — wir verdienen's nicht."

Goethe, Briefe an Gräfin A. Stolberg.

Vor hundert Jahren blühten die Linden in der noch jetzt weltberühmten Allee von Pyrmont besonders schön und süß; der grüne Blätterdom wurde von ihrem weihrauchähnlichen Duft durchzogen und die Kühle ihres Schattens konnte ebenfalls an Kirchenluft erinnern. Pyrmont war schon damals ein Modebad, es stand noch höher in Ansehen als Karlsbad, Spaa und Teplitz, die auch schon viel genannt wurden, während man von den jetzigen zahllosen Bädern noch keine Ahnung hatte.

Die ganze schöne Welt, und sie war damals schöner weil weniger bunt als jetzt, fand es nothwendig, sich in Pyrmont auf einige Wochen zu versammeln. Der stärkende Brunnen, die brausenden Stahlbäder waren nur Vorwände, man wollte sie wohl gebrauchen, aber hauptsächlich das Leben genießen; merkwürdige Menschen zu sehen und Freundschaften zu schließen galt auch für einen Hauptzweck des damaligen Badelebens, den man offen aussprach, während man jetzt so etwas hartnäckig abläugnet. Stolz und neugierig wurden die Fremdenlisten durchstudirt, die allerdings immer sehr glänzende Namen aufzuweisen hatten.

Peter der Große, Friedrich der Große, Joseph der Zweite u. s. w. standen darin und die Beschreibungen der Festlichkeiten von Pyrmont, wurden sogar in Paris im Moniteur galant abgedruckt. Später kamen noch schönere Namen vor, die Königin Louise von Preußen, die Herzogin von Cumberland, Mendelssohn, Goethe, Humboldt u. s. w. Doch soll der Zeit nicht vorgegriffen werden, sonst müßte auch erwähnt werden, was später und später geschah, auch daß die goldenen und silbernen Sonntage, wie man sie in Pyrmont kennzeichnete, endlich in bleierne übergegangen sind!

Die Linden, welche grade vor hundert Jahren so wundervoll blühten, hat ein geistreicher Mann beschrieben, der sehr schön „Ueber die Einsamkeit" phantasirte, während er im Gewühl der Pyrmonter Allee umherging. Es war Johann Georg, Ritter von Zimmermann, königlich großbritannischer Hofrath und Leibarzt; er kam alljährlich von Hannover nach Pyrmont herüber und wußte sich besonders als Seelen- und Herzensarzt bei den Frauen einzuschmeicheln. Sogar Katharina die Große hatte ihn an ihren Hof ziehen wollen, was er jedoch verschmähte und die liebliche Gräfin Marie von Schaumburg-Lippe, welche alljährlich aus ihrer nahen Residenz Bückeburg nach Pyrmont kam, liebte seine geistvolle Unterhaltung, wenn sie auch die ernstere eines Mendelsohn und eines Herder vorzog. Letzterer war damals in Bückeburg als Hofprediger angestellt und bemühte sich dem berühmten Grafen Wilhelm den jungen frühverstorbenen Freund den Schriftsteller Thomas Abbt, zu ersetzen.

Der Ritter von Zimmermann saß unter den blühenden Linden zu Pyrmont sehr oft an der Seite einer jungen Frau, die ihn lebhaft zu interessiren schien; sie war nicht schön, aber ein

allmächtiger Zauber war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, der Reiz ächter Weiblichkeit! Wo wäre das Wort zu finden, welches eine ausreichende Definition davon geben könnte?! Wie man Blumenduft und Musik nicht zu beschreiben vermag, so kann man auch nicht sagen, worin die echte Weiblichkeit sich manifestirt. Nur das weiß man, ihre innerste Wesenheit wurzelt im Herzen, das wie die Sonne Wärme und Licht ausstralt. Aber die Grazie des Geistes und die Reinheit der Seele, die Schildhalter der Frauenwürde, dürfen nicht fehlen, wenn die Glorie der Weiblichkeit wirklich aufgehen soll.

Von dem Gespräch, welches die ernsten aber freundlichen Züge der jungen Frau belebte, vernahmen die Vorübergehenden nur einzelne Worte, der Name eines Dichters war offenbar die Hauptsache darin, es war ein Klang, der damals in allen poetischen Ohren ein Echo fand. Die schöne Kraft des Götz von Berlichingen und die schöne Schwäche des leidenden Werther hatten Goethe's Ruhm bereits der Welt verkündet.

„Sie ahnen nicht, geliebte Freundin, in welchem Grade der bezaubernde Mann einer empfänglichen Frauenseele gefährlich werden kann" sagte Zimmermann und ahnte selbst nicht, daß er eine Prophezeiung aussprach und daß seine Worte vielfach nachgeschrieben und gedruckt werden würden. „Sie vergessen, daß ich über dreißig Jahr und Familienmutter bin, ich bin gegen jede Gefahr gesichert, aber eine solche Bekanntschaft würde mir die größte Freude sein, wie würde unser kleines Weimar durch Goethe's Gegenwart gewinnen können — erzählen Sie mir noch mehr von ihm — Sie sagten, er sei verlobt mit Lilli Schönemann? ist sie hübsch?

„Sie soll reizend sein, aber mir scheint, daß sie nicht frei von Frankfurter Spießbürgerthum ist, es wird ihr nicht gelingen den Feuergeist in enge Schranken zu bannen, er rüttelt schon jetzt ungeduldig an seinen Fesseln" —

„Wenn die Verlobung zurückginge, könnte er vielleicht den Gedanken fassen an einem andern Orte zu leben?"

„Er liebt das Reisen über alles, nächstens geht er nach der Schweiz, wo wir ein Zusammentreffen bei Freund Lavater verabredet haben. Sie müssen mir Ihre Silhouette mitgeben, Sie werden für die physionomischen Studien Lavaters ein besonders interessanter Gegenstand sein."

„Diese neue Lehre vermag ich noch nicht zu begreifen, es ist doch unglaublich, daß man die Regungen der Seele auf dem Gesicht, wie in einem Buche soll lesen können oder gar, wie Gall behauptet, im Knochenbau des Schädels die Anlagen und Schicksale zu enträthseln sich vermessen will." —

„Lassen Sie mich nur einmal Ihr stolzes Lockenköpfchen untersuchen, Sie werden staunen über die Resultate, geliebte Freundin" — sagte der Arzt und suchte der jungen Frau mit einer fast zärtlichen Bewegung näher zu rücken, aber sie stand auf und verabschiedete sich mit sanfter Würde, wodurch sie augenblicklich den feinfühligen Mann in die gehörigen Schranken zurückwies.

Der gesellschaftliche Ton jener Zeit, war voller Widersprüche; ein Mann durfte sich erlauben im Enthusiasmus der Bewunderung zu einer vornehmen Dame „geliebte Freundin" zu sagen und doch war der Unterschied der Stände noch so groß, daß Werthers Leiden wesentlich verstärkt werden konnten durch

die verächtliche Behandlung, die er als Bürgerlicher in einer Gesellschaft, wo er dem Fräulein von B. huldigte, erdulden mußte. Auch der gefeierte Goethe mußte etwas Aehnliches erlebt haben um den Vorfall so drastisch schildern zu können. Kurze Zeit nachher nannte er eine Gräfin Stolberg in seinen Briefen „Du" und „liebes Gustchen".

Wenige Stunden später saß die junge Frau in dem Vorgärtchen ihrer Wohnung zwischen Resedabeeten und Feuerlilien, von fern tönte die Nachmittagsmusik aus der Hauptallee, wo die Pyrmonter Badegäste schon wieder im vollen Putze einherwandelten. Allein zu sein in idyllischer Umgebung gehört zu den Freuden poetischer Naturen; man hätte es der jungen Frau ansehen können, daß sie glücklich war. Sinnend blätterte sie in einem schöngebundenen Büchlein, worin Verse und schwarze ausgeschnittene Bilder gesammelt waren. Silhouetten nannte man diese Schattenrisse, weil sie damals erst kürzlich in Frankreich Mode geworden waren, indem der Finanzminister Etienne de Silhouette in Paris als Carricatur auf diese Weise abgebildet überall bekannt wurde. Es ist unbegreiflich geschmacklos, daß man nach diesem lächerlichen Vorbilde die reizende Schattenmalerei benannte, die als Skiagraphie schon in der antiken Welt ausgeübt ward. Eine griechische Jungfrau soll die Erfinderin derselben gewesen sein, als sie einst im Mondenschein den Schatten ihres Geliebten auf die Wand zeichnete. Auf den etrurischen Vasengemälden kann man die Kunstvollendung dieser Linienmanier noch jetzt bewundern.

Die Schattenrisse sind vollständig durch die Photographien verdrängt, aber es ist schade um sie, die Wahrheit macht sie wirk-

samer als jedes andere Bild und verleiht ihnen einen unvergänglichen Reiz.

Die feinen schwarzen Linien auf rosa Papier gelegt, zitterten in der Hand der Einsamen, sie wählte lange zwischen mehreren Aufnahmen, deren Verschiedenheit sich nur durch die Haartracht oder das veränderte Busentuch zeigen konnte, denn der Schnitt des Profils blieb ja immer genau derselbe. Wo mag es hingekommen sein dieses kleine Schattenbild, welches so sorgsam ausgesucht und mit so träumerischen Zukunftsahnungen fortgegeben wurde?

Man weiß nur, daß es an einem schönen Sommerabend in Pyrmont in die Hände des Ritters von Zimmermann gelangte und daß es die Züge der Frau von Stein enthielt. Denn diese war es, die damals unter den Blumen saß, und ihr schwarzes Conterfei in den weißen Händen hielt. Wie sie aussah, möchte man gern wissen? Ein Pastellbild existirt von ihr, das sie mit reicher Lockenfülle, großen dunkeln sanften Augen, einer langgestreckten Nase, etwas vorstehender Oberlippe und stark ausgearbeitetem Kinn darstellt; das Busentuch zeigt sich züchtig bis zum Kehlkopfe geschlossen, die Gestalt soll füllereich und groß gewesen sein. Dies Portrait ist vielfach kopirt und verbreitet worden, aber wo blieb die Silhouette möchte man immer wieder fragen? sie wurde das Bild des Fatums, denn diese Frau sollte durch sie mit dem Manne zusammengeführt werden, der ihr ganzes Leben umgestaltete und die ganze Welt dazu, mit Goethe, dem geistigen Beherrscher des Jahrhunderts!

Wie Zimmermann's oben erwähnte Aeußerung andeutete, traf er im folgenden Sommer mit Lavater und Goethe zusammen.

Silhouetten zu betrachten, gehörte damals noch mehr zur geselligen Unterhaltung als heutzutage die Beschäftigung mit Photographischen Albums, denn man knüpfte ernstere Untersuchungen daran. Lavater hatte sogar ein großes Sammelwerk merkwürdiger Schattenrisse mit interessanten Erläuterungen herausgegeben unter dem Titel: „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe", wodurch er weltberühmt geworden war.

Die Silhouette der Frau von Stein erregte Goethe's Aufmerksamkeit im höchsten Grade; er betrachtete sie immer wieder und schrieb dann Folgendes darunter: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftmuth der allgemeine Ausdruck."

Diesen schönen Ausspruch berichtete Zimmermann nach Weimar, auch theilte er der Frau von Stein ausführlich mit, daß er von ihr sehr viel mit seinem jungen Freunde gesprochen und ihn damit so tief innerlich aufgeregt hätte, daß drei schlaflose Nächte die Folge davon gewesen wären. Unzweifelhaft wirkte der Zauber weiter, den Frau von Stein unter den blühenden Linden der Pyrmonter Allee auf den phantasiereichen Arzt ausgeübt hatte; man muß nur wissen, wie contagiös der Enthusiasmus ist, um die Einflüsse der Unterhaltungen Zimmermanns mit Goethe richtig zu würdigen.

So hatten die beiden bedeutenden Menschen Goethe und Frau von Stein schon sehr viel von einander gehört, ihr Herzensboden war gleichsam gelockert um den Samen eines innigen Ge-

fühls aufzunehmen als sie sich endlich von Angesicht zu Angesicht sehen sollten.

Der Meteorglanz von Goethe's Dichterruhm spiegelte sich besonders hell in der Feuerseele des jungen Fürsten, der damals kaum achtzehnjährig zur Regierung in Weimar gelangte. Er wußte mit rascher kühner Hand das aufgehende Gestirn zu sich hin zu lenken. Goethe's Besuch in Weimar war gleichsam die Morgengabe zu seiner Vermälung mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt.

Am 3. September 1775 wurde Karl August volljährig, nach fürstlicher Weise mit achtzehn Jahren, seine Vermälung folgte rasch nachher und schon am 7. November kam Goethe nach Weimar. „Wie ein Stern ging er dort auf; aller Augen hingen an ihm, sonderlich die der Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, einen blauen langen Frack mit blanken Knöpfen und gelbe Kniehosen, was ihm von Vielen nachgeahmt wurde", so schrieb Knebel über ihn.

Ein Getümmel von Festen, Jagden, Eislauf, Schlittenfahrten, Bällen und Ausflügen, begleitete die ersten Monate seines Erscheinens in Weimar. Der jugendliche Fürst selbst hatte einen lebhaften Hang nach Kraftübung und zwangloser Geselligkeit, mochte aber auch wohl denken, daß der genialen Dichternatur eine solche nothwendig sei, Goethe wurde deshalb zum Vorwande genommen um abenteuerliche Züge und laute Lustbarkeiten durchzumachen.

Die Munterkeit und gelegentliche Ausgelassenheit, womit Goethe das Dargebotene hinnahm, war jedoch nicht immer frei von innerm Zwang und Unbehagen. Seinem feinen Gefühl

entging es nicht, daß die junge Fürstin leicht verletzt wurde in ihren Ansichten von Würde und Mäßigung und jeden Verstoß gegen die Form schmerzlich empfand, wenn sie ihm auch nie die Zeichen ihres Wohlwollens entzog. Die Herzogin Mutter dagegen ward zuweilen ungeduldig und zum Spott aufgelegt, wenn sie bemerkte, daß die jugendliche Naturkraft und Geistesfrische ihres Sohnes und seines poetischen Freundes durch die Vorschriften der Etikette gehemmt werden sollten. Es war nicht ganz leicht hier immer den richtigen Ton zu treffen, und namentlich Goethe traute es sich nicht recht zu ohne Leitung das Labyrinth der Formen eines Hoflebens zu betreten, auch wollte er als Patrizier von Frankfurt sich dem Aristokratenthum von Weimar nicht ganz unterordnen.

Die schöne sichere Haltung der Frau von Stein zog ihn deshalb wohl besonders an, er sah in ihr die wohlwollende Macht, welche seine aufsteigenden Zweifel lösen, seine Irrthümer aufhellen konnte und gewöhnte sich rasch, sie um Rath, Trost und Vertrauen anzusprechen. Gleich seine ersten Briefe und Zettelchen geben Zeugniß davon.

Das Wohlthuende, Einnehmende ihres Wesens wirkte besänftigend auf seine unruhigen oft auch verdüsterten leidenschaftlichen Stimmungen. Er litt damals noch an den Nachwehen seines zerrissenen Verhältnisses mit Lilli und seine Ausgelassenheit war oft nur die Folge seines Strebens sich und andere über seine Empfindungen zu täuschen.

Goethes lebhafte Phantasiethätigkeit machte ihn besonders geneigt das weibliche Seelenleben zu erfassen, den Reiz weiblicher Anmuth auf sich wirken zu lassen, aber eine Beschränkung

seiner Freiheit mochte er sich nicht gefallen lassen, deshalb riß er sich immer rasch wieder los, wenn ihm eine noch so reizende Fessel drohte. Die demüthige Friederike und die stolze Lilli mußten diese seine Eigenthümlichkeit in bitterster Weise erfahren, wenn er auch selbst darunter gelitten hat, die tieferen Wunden waren nicht auf seiner Seite! Daß Frau von Stein in dieser Beziehung ihm nicht gefährlich sein konnte, als ältere, verheirathete Frau, ließ ihn sorglos über die Stärke seiner Empfindungen für sie hinwegsehen.

Eine kurze biographische Andeutung über die liebenswürdige Frau möge hier eingeschaltet werden.

Charlotte von Stein ward am 23. Dezember 1742 als die älteste Tochter des Hofmarschall von Schardt geboren; sie entwickelte frühzeitig ein natürlich lebhaftes, offenes leichtfassendes Wesen. Diese frühgereifte Einsicht und die Gewohnheit sich in vornehmen Kreisen zu bewegen, gaben ihr eine große Sicherheit der Haltung; daß sie ihre anmuthvolle äußere Erscheinung durch vortheilhafte Kleidung noch bedeutend zu erhöhen wußte, wird von Zeitgenossen bestätigt. Sie malte, und sang sehr hübsch zur Guitarre. Noch sehr jung, wurde sie Hofdame der Herzogin Amalie und im 23. Jahre verheirathete sie sich mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherren auf Kochberg. Derselbe besaß einen zuverlässigen edlen Charakter und feine Weltbildung und führte eine glückliche Ehe mit ihr, die durch die Geburt von sieben Kindern, drei Töchtern und vier Söhnen ausgezeichnet ward. Das jüngste Kind, ein Knabe, Namens Fritz, ist drei Jahre vor Goethe's Ankunft in Weimar

geboren, wurde aber später sein besonderer Liebling und Zögling. Durch denselben sind die kostbarsten Einzelnheiten aus Goethe's Leben bekannt geworden, wie er auch über das Verhältniß seiner Mutter zu dem Dichter die wichtigsten Aufschlüsse gegeben hat, wenn sie auch nicht von ihm selbst publicirt worden sind. Er starb 1844 in Schlesien. Frau von Stein war 33 Jahr alt, als Goethe sie kennen lernte, während er erst 26 Jahr zählte. Der Unterschied war zu gering um ein kindliches Gefühl, aber doch zu groß um ein erotisches aufkommen zu lassen. Es war also gewissermaßen eine Prädestination zur Freundschaft vorhanden, bedingt durch das Altersverhältniß. In der Seele des Dichters nahm dieselbe jedoch für einige Zeit unläugbar eine Färbung an, die der Liebe glich wie die stralende Röthe des Morgens der sanftern Glut des Abendroths. Der Gegenstand dieser dichterischen Neigung schwebte wie der klare Mond oder der helle Abendstern in diesen rosigen Wolken, unnahbar dem Irdischen, aber es besänftigend und verklärend.

Was Goethe fühlte und erlebte in den ersten Jahren seines Verhältnisses mit Frau von Stein, ist ächte Poesie, und seine Briefe, die glücklicherweise aufbewahrt sind, können seinen schönsten Gedichten an die Seite gesetzt werden. Einige derselben sollen hier eingeschaltet werden. Der äußere Anschein und der Inhalt machen immer den Eindruck des Momentanen, des Unbedachten, des Naturwüchsigen; der Pulsschlag der schreibenden Hand ist gleichsam darin noch bemerkbar. Es sind großentheils Oktav-, auch Halboctav-Blättchen, mit altmodigen Rändern verziert, auch ganz grobes Schreibpapier, abgerissene Streifen, einmal ein grünes Glanzblättchen, wie Goethe es von

des Herzogs Schreibtisch [1]) aufraffte; die Schriftzüge sind oft sichtlich in Eile hingezeichnet mit Tinte oder Bleistift, sie sind zuweilen übergroß und weitläufig, zuweilen gedrängt und zierlich. Und diesem ungeschmückten Aeußern entspricht auch der Ton, er klingt mitten aus der Bewegung des Herzens und dem Gedränge des Lebens heraus wie ein Ruf, eine Klage, ein Lustschrei. Anfangs herrscht eine schalkhafte Naivität, womit sich die lebhafte Zuneigung nur wie unwillkürlich oder wider Willen ausdrückt. Man liest zwischen den Zeilen, wie die kluge Milde der Freundin seine Besorgnisse und Klagen widerlegt hat. Er meldet kurz seine Stimmungen und die geselligen Anstöße. Zum Schluß fällt er mit warmer Aufwallung in das treuliche Du und einige Tage später kommt ein abgerissenes Zettelchen mit einer Wiederholung des Du und mit einer einfachen deutlichen Liebeserklärung. Eine Zurechtweisung scheint nicht ausgeblieben zu sein und in Folge dessen stellt sich das Sie wieder ein, aber das humoristische Wiederholen des verbotenen Geständnisses macht die Sache auch noch schlimmer. Das Du kehrt wieder mit der naiven Versicherung vergebens gegen die neue Leidenschaft zu ringen, aber das Sie wird ihm immer wieder auferlegt. Er scheint besänftigt im Scherz und Ernst; Wanderer's Nachtlied, sein schönstes Gedicht, verräth der Freundin doch wieder seinen innern Kampf.

Es wird ihm deutlicher, daß sie die Nothwendigkeit ihrer Zurückhaltung einsieht, daß sie ihm ausweicht, ja sie bittet ihn

---

[1]) S. A. Schöll's Einleitung zu dem Briefwechsel von Goethe und Frau von Stein, Weimar 1848.

geradezu um seine Entfernung. Er verbannte sich eine kurze Zeit nach Ilmenau und kehrte mit alter Zutraulichkeit zurück, lud sie mit den Ihrigen in seinen Garten, schickte ihr Blumen und Spargel. Sein zahmes Auftreten und leises Klagen zeigte, daß er unter ihren Gesetzen stand. Aber er erlaubte sich doch wieder eine kühne Empfindung und wurde von der Freundin, welche schmerzlich verletzt davon war, dringend um erneuerte Rücksichten gebeten.

Charakteristisch für seine Gewissensbisse über die verlassene Lilli, schrieb er einmal, „wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt, so alles zur rechten Zeit;" Lillis Brautschaft mit einem Andern kam ihm also vor wie eine Befreiung, da er selbst auch eine Andere liebte.

Sehr merkwürdig ist es auch, daß er in der Zeit seiner neuen Neigung für Frau von Stein einmal nach Sesenheim zu Friederiken eilte und sich freute über die ruhige Ergebung der Verlassenen; sie, die sechsundzwanzigjährige, kam ihm für sich zu alt vor, während er eine Frau liebte, die mehr als sieben Jahre älter war!

In dieselbe Zeit fallen auch Goethe's zärtlich-geistvollen Briefe an die Gräfin Auguste Stolberg; er schrieb an sie in sehr ähnlichem Ton wie an Frau von Stein und im Gefühl, daß dies eigentlich eine Treulosigkeit gegen die fern ihn anbetende junge Freundin sei, nannte er sich einen „unsteten" Menschen und fügte hinzu: „Was rechte Weiber sind, sollten keine Männer lieben, wir verdienen's nicht."

An Frau von Stein richtete Goethe damals die Verse,

welche sich auf ein Geschenk von ihr, einen Siegelring mit dem Profilkopfe Shakespeare's, beziehen lassen:

An Lida (ihr Beinamen)

„Einer Einzigen angehören,
Einen Einzigen verehren,
Wie vereint es Herz und Sinn;
Lida, Glück der nächsten Nähe,
William, Stern der höchsten Höhe,
Euch verdank' ich, was ich bin."

Goethes Interesse für den britischen Dichterfürsten datirt demnach schon aus der frühesten Zeit seiner literarischen Laufbahn.

Daß Frau von Stein die Vertraute aller seiner Gedanken war, geht auch aus seinen Mittheilungen an sie über den unglücklichen Lenz und den armen Plessing hervor, die beide das Mitgefühl des Dichters in viel tieferer Weise beschäftigten, als seine Zeitgenossen es wußten und anerkannten. Wie liebenswürdig und thatkräftig bezeigte sich Goethe gegen Plessing, als er, um den verdrehten Hypochonder zu besuchen und zu trösten, mitten im Winter die Harzreise unternahm!

Doch nun erst einige seiner Briefe an Frau von Stein, die zu dem Lebensdrama dieser beiden Menschen gehören wie Rosen zu den Dornen.

„28. Januar 1776.

Lieber Engel, ich komme nicht in das Conzert, denn ich bin so wohl, daß ich nicht sehen kann das Volk! Lieber Engel, ich ließ meine Briefe holen und es verdroß mich, daß kein Wort drin war von dir, kein Wort mit Bleistift, kein guter Abend. Liebe Frau, leide, daß ich dich so lieb habe. Wenn ich Jemand

lieber haben kann, will ich es dir sagen, will dich ungeplagt lassen. Adieu Gold, du begreifst nicht wie ich dich lieb habe.

G.

Freitag, d. 23. Februar.

Wie ruhig und leicht ich geschlafen habe, wie glücklich ich aufgestanden bin und die schöne Sonne gegrüßt habe, das erstemal seit 14 Tagen mit freiem Herzen und wie voll Dankes gegen dich Engel des Himmels, dem ich das schuldig bin. Ich muß dir's sagen, Einzige unter den Weibern, die mir eine Liebe ins Herz gab, die mich glücklich macht. Nicht eher als auf der Redoute seh ich dich wieder. Wenn ich meinem Herzen gefolgt wäre — nein, ich will brav sein — ich liege zu deinen Füßen und küsse deine Hände.

G.

(Mit Bleistift).

Hier durch Eis und Schnee eine Blume, wie durch das Eis und Sturmwetter des Lebens meine Liebe! Vielleicht komme ich heute. Ich bin wohl und ruhig. Ich meine, ich hätte Sie viel lieber als sonst, das doch immer jeden Tag mir so vorkommt.

G.

— Es ist mir lieb, daß ich fortkomme, mich von Ihnen zu entwöhnen. Ich wollt' in meinem Herzen wär's so hell, daß ich Sie gleich der göttlichen Thusnelda (Scherzname des Fräulein von Göchhausen) zu lachen machen könnte. Aber alle meine Thorheit und mein Witz sind Gott weiß wohin. — Ich nehme den Homer mit und will sehen, was der an mir thut....

— Warum soll ich dich plagen, liebstes Geschöpf? Warum mich betrügen und dich plagen und so fort. Wir können einander nichts sein und sind einander zu viel. Gute Nacht Engel

und guten Morgen; ich will dich nicht wiedersehen. — Es ist alles dumm, was ich sagen könnte! Ich seh dich eben künftig, wie man S t e r n e sieht! Denke das durch! G.

Den 24. Mai.

Also auch das Verhältniß, das reinste, schönste, wahrste, das ich außer meiner Schwester je zu einem Weibe gehabt, auch das zerstört! ... Ich will Sie nicht sehen, Ihre Gegenwart würde mich traurig machen. Wenn ich mit Ihnen nicht leben soll, so hilft mir Ihre Liebe so wenig, als die Liebe meiner Abwesenden, an der ich so reich bin. Die Gegenwart im Augenblick des Bedürfnisses entscheidet alles, lindert alles, kräftigt alles. Der Abwesende kommt mit seiner Spritze, wenn das Feuer nieder ist [1]) — und das alles um der Welt willen! —

Sie kommen mir die Zeit her vor wie Madonna, die gen Himmel fährt, vergebens, daß ein Rückbleibender seine Arme nach ihr ausstreckt, vergebens, daß sein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal niederwünscht, sie ist nur in den Glanz versunken, der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach der Krone, die über ihrem Haupte schwebt. Adieu, d o c h Liebe.

G.

Dieses Briefblatt ist besonders merkwürdig, weil darin das erste und einzige Zeichen aufbewahrt ist, welches die Möglichkeit der Deutung zuläßt, daß Frau von Stein die Liebesergüsse des Dichters nicht immer zürnend zurückgewiesen hat. Mit Bleistift steht nämlich von ihrer Hand auf der Rückseite des Briefes folgende Strophe:

---

[1]) Goethe schrieb an demselben Tage fast genau dasselbe an die Gräfin Auguste Stolberg.

Ob's Unrecht ist, was ich empfinde
Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen;
Vernicht' es Himmel du, wenn mich's je könnt' anklagen.

Das Verschen hat viel Streit in die Welt gebracht, als ein unumstößlicher Beweis gegen Frau von Stein, kann es jedoch nicht gelten, schon das Schlußwort hebt den Vordersatz wieder auf, wenn man diesen auch wollte für ein Schuldbekenntniß nehmen. Ein anderer Beweis ist nirgends aufzufinden, doch ist es zu beklagen, daß die Briefe der Frau von Stein nicht mehr existiren, nur aus ihnen würde mit voller Klarheit die Fleckenlosigkeit ihres Verhältnisses mit Goethe zu beweisen gewesen sein. Das Zeugniß, welches Goethe selbst in den obigen Zeilen dafür ablegt, indem er es das „reinste" nennt, müßte freilich allen Zweiflern genügen!

Länger als zehn Jahr bestand dasselbe unter den Argus-Augen einer kleinen Stadt und nie wagten sich die bösen Zungen heran, obwohl die Intimität der Freundschaft allgemein bekannt war. Die Besuche in Goethes Garten machte Frau von Stein zwar niemals ohne Begleitung, entweder ihr Sohn, ihre Schwägerin oder eine Freundin waren bei ihr, ebenso wenn er auf ihrem Gute Kochberg weilte, ist in den Briefen stets die Rede von der Anwesenheit ihres Mannes und anderer Personen. Schiller lernte sie bei seinem ersten Besuche in Weimar kennen, und schrieb über sie an Körner: „Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, interessante Person und von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat

einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt vielleicht über tausend Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben."

Es gränzt allerdings an ein Wunder, daß eine so schlichte äußere Erscheinung, eine viel ältere Frau dem schönsten gefeiertsten Mann seiner Zeit eine so mächtige, alleinseligmachende Empfindung einflößen konnte. Die schönste Apotheose des Frauengeistes liegt darin, denn es ist wohl unzweifelhaft, daß Goethe in seiner Freundin hauptsächlich das volle Verständniß für seinen Genius liebte; sie verstand die Sprache desselben in ihren leisesten, geheimnißvollsten Lauten. Man kann dreist behaupten, daß Goethe sich nicht für Frau von Stein so ausschließlich interessirt haben würde, wenn er kein Dichter gewesen wäre. Er theilte ihr alle seine Geistesarbeiten mit, auch die Pläne und Keime von Gedichten, die zuweilen nicht zur Gestaltung kamen. An seinem Tasso hat er gerade zur Zeit seines innigsten Verkehrs mit ihr besonders eifrig gearbeitet; die Glorie, welche die Prinzessin umgibt, lernte er jedoch auch auf der edlen Stirn der jungen Großherzogin Louise kennen. Goethe's Verehrung für die ideale Erscheinung dieser hohen Frau gränzte ja auch beinah an Leidenschaft, wie man weiß, und ohne sie würden wir wohl keinen Tasso von ihm empfangen haben! Die innige Freundschaft, welche sie der Frau von Stein widmete, kann als das schönste Zeugniß für diese gelten. Bis ins höchste Alter hielten die beiden Frauen treu zusammen, unter den Orangenbäumen im Garten der Frau von Stein nahm die Großherzogin fast ein halbes Jahrhundert hindurch allabendlich den Thee ein.

Auch Schillers Gattin war innig befreundet mit Goethe's Freundin; keine einzige bedeutende Frau der damaligen Gesellschaftskreise war ihr abhold. Sie hat auch niemals Regungen von Eifersucht gegen die Beziehungen gezeigt, die Goethe mit der Damenwelt hatte. Die schöne Corona Schrötter sogar kann sich dessen nicht rühmen, obwohl er offenkundig für sie schwärmte. Nur einmal muß eine kleine Mißgunst gegen Caroline von Ilten Veranlassung gewesen sein, daß Goethe der Freundin schreiben konnte, „Carolinchen soll keine Verse mehr von mir haben."

Dies liebenswürdige Mädchen begleitete sie sehr oft in Goethe's Garten, wo er dann Vorlesungen und kleine idyllische Mahlzeiten veranstaltete, durch die Neigung des Prinzen Constantin war Caroline von Ilten ein Gegenstand allgemeinen Interesse's geworden und Goethe namentlich hatte auf ihr Schicksal und die Entsagung des Prinzen viel Einfluß ausgeübt. Sein gutes Herz trieb ihn deshalb wohl zuweilen an als Tröster bei ihr aufzutreten, ihr auch Verse und Blumen zu schicken, wie er es so gern that. Aus Carolinchens Liebeskummer hätte sich sehr leicht der Phönix einer neuen Neigung erheben können, wenn Goethe's Ehescheu nicht unterstützt worden wäre durch die Abmahnung der Freundin — vielleicht hat sie in späterer Zeit dieselbe bereut, als ihr der Schmerz des Verlustes seines Herzens in bitterer Weise nahe trat.

Bis zur italienischen Reise hat sich Goethe's Empfindung für Frau von Stein fortwährend noch gesteigert; er schrieb ihr am 21. November 1872. „Seit frühstem Morgen sind meine Gedanken bei dir; mich kann nun Leben und Tod, Dichtung

und Aktenlesen nicht von dir trennen. Der Schnee kommt mir erwünscht, er bringt mir die vorigen Winterzeiten ins Gedächtniß und manche Scene deiner Freundlichkeit. Leb wohl, du süßer Traum meines Lebens, du Schlaftrunk meiner Leiden. Morgen ist Thee bei mir, sag mir auch deinen Tag."

G.

Wenige Tage später schrieb er noch zärtlicher — es ist ein besonderer Reiz, daß die Briefblätter fast täglich hin- und herflogen, obwohl beide an einem Orte lebten und sich sehr häufig sahen, theils in Gesellschaft, theils zwanglos im eigenen Hause. Hier noch einige der holden Dichterbriefe, die den Leser immer wieder wie der süßeste geistige Schaumwein berauschen müssen. Es ist, als genösse man mit ihnen den ganzen Duft und Zauber aus Weimars goldenen Tagen:

Sonnabend, 23. November 1872.

Hier schicke ich das Tiefurter Journal und einen schönen Morgengruß. Du gehst wohl heute zu Vossens, ich will auch hinkommen. Sag mir ein Wort, eh' du in die Akademie gehst. Laß mich den Athem deiner Liebe aus einem Blättchen ahnen. Heut' fand ich einen alten Vers:

Bin so in Lieb' zu ihr versunken,
Als hätt' ich von ihrem Blut getrunken.

G.

Donnerstag, den 5. Dez.

Schon seit frühem Morgen bin ich bei dir. Mir ist recht wohl und munter, ich habe schon allerlei weggearbeitet. Nach Tische komme ich zu dir und erwarte deinen Beitrag zu meinem Mittagsmahle. Laß uns einander zur Freude leben und nicht zu weise werden. G.

Sonntag, 15. Dez.

Einige Tage später wären mir diese Blumen willkommener gewesen, ich hätte sie dir zum Geburtstage geschickte. Nimm sie voraus, die du mir so viel Blumen im Leben aufwachsen lässest. Ich will mein Essen zu dir bringen lassen, daß ich in deiner Gegenwart mich doppelt sättige. Immer dein und Deiner.

G.

Den 18. Dez.

Mir ist ganz wohl geworden und heute früh habe ich mich nur um deinetwillen angezogen. Recht gern erwarte ich euch und will es der Kleinen sagen lassen. Doch fällt mir den Augenblick ein, da der Herzog nicht wohl ist, wäre es gut, wenn ich ihn fragen ließe ob ich ihm und seiner Gemahlin, wenn nichts bei Hofe ist, heute Abend vorlesen solle. Du findest Mittag Antwort." G.

Man sieht aus diesem Zettel, daß der Dichter immer so gern mit dem Fürsten ging und fast in familienhaftem Zusammenhang mit seinem hohen Gönner stand. Die „Kleine" war Frau von Schardt, die Schwägerin und treue Begleiterin der Frau von Stein. In einem folgenden Briefchen heißt es: „Heute Abend bist du bei mir — Stein kommt doch auch?" Es sind noch mehrere derartige Beweise aus den Briefen herauszulesen, daß die Freundin sehr oft in Begleitung ihres Gemahls zu ihm kam. Obgleich er von allen seinen kleinen und großen Erlebnissen in den Briefen an Frau von Stein redet, erwähnt er doch mit keiner Sylbe, seines Adelsdiploms, welches er 1782 zugleich mit der Ernennung zum Kammerpräsidenten erhielt.

Seine Reise nach Italien brachte äußerlich keine Verän-

derung zwischen ihm und Frau von Stein hervor, er nannte sie noch immer mit den holdesten Namen, namentlich zum Oeftern „mein Schutzgeist" und schrieb ihr tagebuchartige sehr ausführliche Briefe. Doch ist es unleugbar, daß eine wesentliche innere Veränderung in seinem Verhältniß zu ihr vorging. Die schöne Mailänderin und anderer Damenverkehr mögen viel dazu beigetragen haben, ebenso die mehr als zweijährige Trennung von ihr und seinen Lebensgewohnheiten.

Als Göethe sich fast mit Gewalt, aber doch aus eigener Entschließung, denn sein fürstlicher Freund drang durchaus nicht darauf, von Italien losriß, kam er auffallend verändert und verstimmt in Weimar an. Er konnte sich nicht wieder zurecht dort finden, es mochte ihm sein als erwachte er aus einem Rausche und die Ernüchterung des Alltaglebens widerte ihn an. Eine Ursache seiner Verstimmung war auch, daß sein Verleger Göschen durchaus nicht zufrieden mit dem Absatz der Goethe'schen Werke war, allerdings eine ebenso unglaubliche als niederschlagende Thatsache, aber trostreich für die heutigen Poeten.

Man fand ihn in Weimar steif, wortkarg und kalt; auch mit Frau von Stein konnte er den warmen Ton nicht wiederfinden. Er zog sich von der Gesellschaft zurück, schwärmte in den Erinnerungen an Italien und — dichtete die römischen Elegien. Das Verlangen nach einem Zerstreuungsmittel, die erotischen Anregungen des Südens und seine häusliche Einsamkeit vereinten sich, um ihn in die Arme eines jungen, hübschen Mädchens zu treiben, welches in untergeordnetem Verhältnisse in seinem Hause lebte, Christiane Vulpius hieß die Glückliche, die den Liebling der Götter mit irdischen Banden umstricken und

die Muse werden durfte, unter deren Einflusse er seine berühmten Liebeselegien gedichtet hat.

Als Frau von Stein Kunde davon erhielt, wurde sie krank vor Traurigkeit über den verlorenen Nimbus des so hochverehrten Freundes und weinte sogar in einer Lustspielscene, weil sie eine Aehnlichkeit darin zu finden glaubte mit seinem Benehmen. Darauf bezieht sich der vorletzte Brief, den er ihr im alten traulichen Tone geschrieben hat und der wie folgt am Schlusse lautet: „Es hat mir sehr leid gethan, daß dich das geschmacklose elende Stück durch Erinnerung an eine traurige Wirklichkeit so geschmerzt hat. Ich will dich heute Abend erwarten. Laß uns freundlich Leid und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden.“ Also er selbst nannte die Sache eine traurige Wirklichkeit; und doch versuchte er es wenige Wochen später sie ihr auszureden. Frau von Stein erholte sich nicht wieder von ihrer Gemüthsbewegung und wurde von den Aerzten in ein stärkendes Bad geschickt, sie ging wieder nach Pyrmont, wo die ersten Knospen ihres Interesses für den Dichter keimten, sollten auch die letzten welken Blätter auf dasselbe niederfallen. Sie hinterließ ihm bei ihrer Abreise einen langen Brief, der aussprach, was sie ihm vorzuwerfen hatte und daß sie die Fortdauer ihrer Freundschaft für unmöglich halte, wenn das Verhältniß zu Christiane Vulpius sich nicht änderte. Er antwortete darauf wie folgt:

Belvedere, 1. Juni 1789.

Ich danke dir für den Brief, den du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antworten, weil es in einem solche Falle schwer ist,

aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen. Wie sehr ich dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen dich und Fritzen kenne, habe ich durch meine Rückkehr aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort, Herder ging hin und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anders im Sinne als dich und Fritzen. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen, du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen. Leider warst du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie du mich empfingst und wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Und das Alles, ehe von einem Verhältniß die Rede war, das dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältniß ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpfe gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe? Frage Fritzen, die Herdern, jeden, der mir näher ist, ob ich untheilnehmender, unthätiger für meine Freunde bin als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre? Und es müßte durch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu dir, das beste, innigste Verhältniß verloren haben sollte. Wie lebhaft habe ich empfunden, daß es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen. Aber das gestehe ich gern, die Art, wie du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast du mir die Lippen geschlossen, wenn ich mittheilend war, hast du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde thätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen

hast du kontrollirt, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, und mich immer mal à mon aise gesetzt. Wo sollte da Vertrauen und Offenheit gedeihen, wenn du mich immer mit vorsätzlicher Laune von dir stießest.“..... Auf diesen Brief hat Frau von Stein nicht geantwortet, sondern mit Bleistift ein oh!!! darüber geschrieben. Welch ein kurzer und doch inhaltreicher Ausruf schmerzvoller Klage und bitteren Vorwurfs! Wie tief muß das Weh gewesen sein, das in diesem kleinen Wörtchen lag!

Von der Zeit an hörte der freundschaftliche Verkehr zwischen Göthe und Frau von Stein fast gänzlich auf, sie erhielt wohl noch hin und wieder einige Briefe, aber sie waren meistens diktirt und sehr förmlich geschrieben. Mit ihrem Sohne Fritz blieb er dagegen in fortgesetztem Briefwechsel, auch Goethe's Mutter schrieb diesem öfter.

Demungeachtet konnte Frau von Stein ihrem Sohne am 12. Januar 1801 schreiben, als sie ihm die lebensgefährliche Erkrankung des Dichters meldete: „ich wußte nicht, daß unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so theuer wäre, daß seine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde. Die Schillern und ich haben schon viele Thränen über ihn vergossen; sehr leid thut mir's jetzt, daß, als er mich zu Neujahr besuchen wollte, ich ihm absagen ließ, weil ich Kopfweh hatte, nun werde ich ihn vielleicht nicht wiedersehen.“ Einige Tage später meldete sie dem Sohne die Besserung und daß er mit Appetit die Suppe gegessen hätte, welche sie ihm bereitete und schickte. In dieser „grimmigen Krankheit“, wie Goethe sie selbst nannte, war er von tiefster Traurigkeit er-

griffen und weinte er einmal drei Stunden lang, besonders schluchzte er laut, wenn er seinen Sohn August ansah. Frau von Stein bezeugte demselben auch ihre Theilnahme und schrieb an ihren Sohn „der arme Junge dauert mich." Goethe dankte ihr dafür und fügte hinzu: „Erlauben Sie meinem armen Jungen, daß er sich zuweilen an Ihrer Gegenwart erfreuen und an Ihrem Anblicke bilden möge."

Nach dieser erneuten Annäherung zwischen Goethe und Frau von Stein flogen wieder freundliche Briefblätter hin und her, wenn sie auch nicht mehr im Dithyrambenstyl geschrieben waren. Auch besuchten sie sich gegenseitig. Frau von Stein schrieb darüber an ihren Sohn: „ich bin von Goethe ein- für allemal auf Donnerstag eingeladen, um seine Kunstsammlungen zu besehen. Ich nehme mir immer eine Dame mit, und da lerne ich allerhand, denn man muß immer lernen. Ich glaube durch Frau von Staël ist in Goethe wieder das Verlangen entfacht, gebildetere Frauen bei sich zu sehen, als bisher in seiner Umgebung waren." Bekanntlich hatte sich Goethe anfangs gegen die Begegnung mit Frau von Staël gesträubt, nachher aber viel Interesse für sie bewiesen. Die Donnerstage bei Goethe erlangten später eine große Berühmtheit und wurden auch von der Herzogin und der Erbprinzessin besucht. Johanna Schopenhauer und ihre Tochter Adele haben darüber sehr ausführlich Bericht erstattet.

In den letzten Jahren ihres Lebens war Frau von Stein wieder vollkommen ausgesöhnt mit ihrem berühmten Freunde, sie besuchten sich zwar selten, aber sowohl literarische Sendungen als auch Geschenke für die beiderseitigen Kunstsammlungen und

nach alter trauter Gewohnheit auch für die Küche, bewiesen fortwährend die rege Theilnahme für einander. Die prosaischen Gaben wurden meistens mit poetischen Worten eingeführt, wie:

Herzlich bat ich die Muse, mich liebliche Worte zu lehren
Heute zur Feier des Tags, doch sie erhörte mich nicht.
Besser lehrte das Kochbuch ein eßbares Opfer zu bringen,
Wenn es dein Völklein genießt, mehr es die Feier des Tags.

Hierbei das Befohlene und die freiwillige Liebe. G.

Frau von Stein hatte in einem größeren Gedicht eine gedrängte Darstellung ihrer schönen Vergangenheit versucht, doch hat nur Schiller die Handschrift zu lesen bekommen; er schrieb ihr darüber: „Ihre Composition hat mich unbeschreiblich interessirt, theure Freundin; außer dem schönen stillen sanften Geist, der darin athmet, ist es mir durch die Lebendigkeit theuer geworden, womit sich eine zarte und edle weibliche Natur darin darstellt. Es liegt eine productive Kraft darin, die mich überrascht hat."

Wahrscheinlich ist dies kostbare Manuscript mit allen übrigen Papieren den Flammen übergeben worden, als Frau von Stein das Ende ihres Daseins herannahen fühlte. Vergebens bat ihre Freundin, Frau von Ahlefeldt, um Schonung für die Gedichte und Briefe an Goethe, sie wurden erbarmungslos verbrannt. Frau von Stein starb im 85sten Jahre am 6. Januar 1827. Sie verordnete aus Schonung für ihren Freund, daß ihr Leichenzug nicht an Goethe's Haus vorübergehen solle, aber die städtischen Behörden erklärten es für unzulässig, „daß eine so vornehme Leiche" über eine Seitenstraße zum Friedhofe geführt werde. Goethe hat auch wohl nicht darunter

gelitten, er war viel zu sehr Stoiker, er überlebte sein edle Freundin um volle fünf Jahre; er starb am 22. März 1832, dem Geburtstage des Gemahls seiner Lieblings-Prinzessin, Augusta von Sachsen-Weimar, des jetzigen Kaisers von Deutschland, dessen Vermälung er noch mit freudiger Theilnahme erlebt und gefeiert hatte, als ahne er die schöne stolze Zukunft dieses edlen Paars.

Herzog von Larochefoucauld und Gräfin Lafayette.

Das obengenannte Paar gehört in erster Linie zu den Beispielen, daß in Frankreich zur Zeit der feingeistigen Bestrebungen des siebenzehnten Jahrhunderts der Enthusiasmus der Freundschaft zwischen Männern und Frauen in voller Blüthe stand.

Alles, was dem Untergang geweiht ist, hat einen tragischen Reiz; deshalb ist gerade jetzt Frankreichs einstige Geistescultur doppelt interessant — wer weiß, ob sie sich jemals wieder entfaltet, sie, die als Vorbild und Muster gefeiert wurde, die Männer, wie Friedrich den Großen, entzückte und zur Nacheiferung entflammte!

Die Gräfin de Lafayette ist durch ihre Freundschaft mit dem geistreichsten und feinsten Kopfe der französischen Literatur, dem Herzoge von Larochefoucauld, zu einer berühmten Schriftstellerin herangebildet worden; ihre Romane sind noch jetzt in Frankreich mustergültig; doch haben sie in Deutschland weniger Anerkennung gefunden. Man kennt ihren Namen kaum und ihre Bücher gar nicht.

Zur Zeit des Erscheinens derselben war es noch nicht so

allgemein Gebrauch, wie später, der französischen Literatur durch Uebersetzungen den Weg nach Deutschland zu bahnen, sie blieb in einem streng exclusiven Leserkreise und die Romane der Lafayette sind niemals allgemein bekannt bei uns geworden.

Ein näheres Eingehen darauf müssen wir uns jedoch auch hier versagen, weil wir sonst ein ganzes Kapitel Literaturgeschichte schreiben würden. Wir beschränken uns deshalb auf einige biographische Andeutungen, aus denen sich die literarischen von selbst ergeben.

Marie Magdalene Pioche de la Vergne war der Mädchenname der Gräfin Lafayette; sie wurde 1633 geboren. Ihr Vater war Gouverneur von Havre de Grace, ihre Mutter gehörte zu der alten Adelsfamilie de Pena aus der Provence, in welcher das poetische Talent erblich war. Schon im dreizehnten Jahrhundert hatte Hugo de Pena sich als Dichter ausgezeichnet und für seine Trauerspiele aus den Händen der Königin Beatrice von Neapel eine Lorbeerkrone erhalten.

Fräulein von La Vergne empfing eine classische Bildung, deren sich damals alle vornehmen Familien befleißigten, namentlich lernte sie Latein und Griechisch. Sehr jung genoß sie noch die letzten Tage des Hôtel Rambouillet, jene Schule der schönen Geister und schönen Seelen; dort lernte sie ihre Vorgängerin in der Romandichtung kennen, das alte häßliche Fräulein von Scudéri, das sich so gern begeisterte für Alles, was jung und schön war!

Vier und zwanzig Jahr alt verheirathete sich Fräulein von La Vergne mit dem Grafen von Lafayette; die Ehe scheint sehr glücklich aber kurz gewesen zu sein. Zwei Söhne sind daraus

entsprossen, von denen einer der Ahnherr des berühmten Freiheitshelden und Vorkämpfers der Revolution von 1789 ward.

Die junge Wittwe wendete sich der Literatur zu und die berühmtesten Männer derselben bildeten ihren nächsten Umgang; namentlich stand der Fabeldichter Lafontaine, dem so viele vornehme Damen Freundschaft und Wohlthaten zuwendeten, in lebhaftestem Verkehr mit ihr.

Verse und Geschenke wurden zwischen ihnen häufig gewechselt. Es ist sogar ziemlich wahrscheinlich, daß sie den Dichter auch mit Geld unterstützt hat.

Auch Ménage und Segrais huldigten ihr; die französische Literaturgeschichte jener Epoche hat die pedantisch-galanten Verse aufbewahrt, die diese jetzt vergessenen Poeten auf sie machten. Sie nannten sie nach ihrem Geburtsnamen Laverna (La Vergne) und sie antwortete ihnen in lateinischen Epigrammen darauf. Segrais fiel in Ungnade bei Mademoiselle, der geistreichen Prinzessin von Orleans, weil er ihre Heirathspläne mit Lauzun mißbilligte, wie alle vernünftigen Menschen. Er mußte das Haus der Prinzessin, bei der er in Diensten stand, verlassen und war hoch erfreut, bei der Gräfin Lafayette gastfreundliche Aufnahme zu finden.

Sie benutzte den Umstand, daß Segrais bei ihr wohnte, ihn für den Verfasser ihrer Romane auszugeben, weil sie eine ächt weibliche Scheu hatte, unter ihrem eigenen Namen vor die Oeffentlichkeit zu treten. Sie schrieb gerade damals „Zayde“ und die noch immer in Frankreich viel gelesene „Prinzessin von Clèves“. Beide Romane machten so viel Aufsehen und ernteten so viel Beifall, daß die Bescheidenheit der Gräfin Lafayette

von ihrem schriftstellerischen Stolz überwunden wurde und sie sich erst leise vor ihren Freunden und dann laut vor aller Welt als Verfasserin nannte.

Ihre Romane machten besonders deshalb Epoche, weil sie natürliche Menschen aus der Gegenwart schilderten, im Gegensatz zu den damals modischen, geschraubten Figuren aus der alten Geschichte und Mythologie, wie sie von der Scudéri in die Romanliteratur eingeführt waren.

Der dritte Roman der Gräfin Lafayette erschien unter dem Titel: „Prinzessin von Montpensier" und erfreute sich fast noch günstigerer Aufnahme als die beiden andern, obgleich er eigentlich immer dasselbe Thema: „Verbotene Liebe, von der Tugend überwunden," behandelte.

Die verborgene Gluth, die die Schriftstellerin nur ahnen, nie sehen ließ, war sicherlich der Hauptreiz ihrer Romane, auch übte sie auf die Frauen noch dadurch einen geheimen Zauber aus, daß sie im Gegensatz zu ihren zahlreichen Nachfolgerinnen in diesem Ehestandsdrama immer Männerideale voll Rittersinn und tiefer Empfindung schilderte, wie sie in der Wirklichkeit so selten sind. George Sand und Gräfin Hahn=Hahn haben dagegen ihre männlichen Helden stets mit einer Art Zorn behandelt und als elend Schwächlinge geschildert.

Außer den Romanen, die sie berühmt machten, schrieb die Gräfin Lafayette auch ein historisches Werk: „Denkwürdigkeiten des französischen Hofes". Indessen gleicht ihre Darstellungsweise mehr einer Plauderei, als einer geschichtlichen Erzählung, die Schwäche der weiblichen Feder macht sich sehr bemerkbar darin.

Noch ein anderes Werk schrieb sich die Gräfin Lafayette selbst zu: „Die Umwandlung und Verbesserung eines männlichen Herzens“, und es scheint, daß sie darin ebensowohl ihr Glück, wie ihren Stolz gesetzt hat. Sie sagte von dem berühmten Herzog de la Rochefoucauld: „Ich habe sein Herz und er hat meinen Geist bereichert.“ Der geistreiche Herzog hatte allerdings in seinem Leben bethätigt, daß er arm an Herz war; sein Benehmen gegen die schöne Kriegsgöttin der Fronde, die blondgelockte Herzogin von Longueville, ist mehr als herzlos zu nennen.*)

Er ging soweit in seinem Haß gegen die Geliebte, daß er sogar eigenhändig die Verse travestirte, die einst zu ihrer Feier gedichtet worden waren. So hatte er unter ihr Bild geschrieben:

Pour mériter son coeur,
Pour plaire à ses beaux yeux,
J'ai fait la guerre aux rois,
Je l'aurais fait aux dieux!

und änderte später, als er in dem letzten unglücklichen Feldzuge der Frondeurs an den Augen verwundet wurde, diese Huldigung in die folgende Verspottung um:

„Pour mériter son coeur,
Qu'enfin je connais mieux,
J'ai fait la guerre aux rois
J'en ai perdu les yeux.“

Und in seinen berühmten „Maximen“ sagte er sehr richtig urtheilend nach dieser seiner eigenen Erfahrung:

---

*) „Berühmte Liebespaare“ von F. von Hohenhausen. Seite 13. Braunschweig. Westermann. Mit 18 Portraits.

„Si l'on juge de l'amour par la plupart de ses effets, il ressemble plus à la haine qu'à l'amitié.“ Auch folgende Sentenz zielt auf seine von ihm selbst verspottete Neigung zu der Herzogin von Longueville:

„Il n'y a guère dcs gens qui ne soient honteux de s'être aimés quand ils ne s'aiment plus.“

Larochefoucauld schrieb überhaupt seine „Maximen“ in bitterer Gemüthsstimmung, die nach einer geräuschvollen Jugend mit dem herannahenden Alter bei ihm einkehrte. Seltsamerweise wurde er durch dies kleine picante Buch berühmter, als durch alle seine sonstigen Leistungen. Voltaire ertheilte demselben das Lob, die Hauptgrundlage gewesen zu sein, auf der die Glanzseiten des französischen Geistes, der gute Geschmack und die Schärfe des Denkens sich entwickelt hätten. Es wurde sehr rasch Modesache, in ähnlichster Weise die schwersten Probleme der Weltweisheit in leichter, zierlicher Redeform zu behandeln und Labruyère war der unmittelbarste Nachfolger Larochefoucauld's auf diesem Felde der Literatur.

Ebenso war Larochefoucauld Meister in der Zeichnung von literarischen Portraits, die in der Gesellschaft des Hôtel Rambouillet zuerst in die Mode kamen und im Salon der schöngeistigen Mademoiselle von Orleans so vielfach und picant verfertigt wurden. Am liebsten beschäftigte man sich mit dem eigenen Bilde. Es war dies eine angenehme Selbstbespiegelung, die man sich erlauben durfte, ohne für allzu eitel zu gelten, weil sie eben allgemein gestattet war.

Für unseren Zweck ist es viel werth, daß uns die Selbstschilderung Larochefoucauld's zur Hand ist, und wir entnehmen

einige Züge daraus, mehr um seine Schreibart, als um seinen Charakter zu zeigen, denn vom letztern hat die Geschichte ein wesentlich anderes Bild entworfen, als er selbst es that. Er beschreibt sich also folgendermaßen:

„Ich habe mich so genau erforscht, daß ich sicher und freimüthig sagen kann, worin meine guten und meine schlechten Eigenschaften bestehen. Erstens bin ich von melancholischer Gemüthsart; es giebt Jahre, in denen ich wohl nur einmal lachte. Doch würde ich eine erträgliche und sanfte Melancholie besitzen, wenn es nur meine angeborene wäre; aber sie entsteht bei mir noch aus manchem Andern, daß meine Seele davon gänzlich verdüstert wird.

Ich bin sehr zurückhaltend gegen unbekannte Leute, und nicht sehr entgegenkommend gegen bekannte, auch sehe ich viel unfreundlicher aus, als ich eigentlich zu sein beabsichtige; es liegt das so in dem Ausdruck meines Gesichtes, für dessen Stempel ich nichts kann.

Ich habe viel Verstand; warum sollte ich es nicht eingestehen? Die Vorzüge, welche man besitzt, zu vermindern, scheint mir eine falsche Bescheidenheit zu sein. Ich wünsche nicht, daß man mich für besser hält, als ich bin, aber doch für das, was ich bin! Ich habe also viel Verstand, sage ich noch einmal, aber er wird durch meine Melancholie getrübt, denn obwohl ich ein glückliches Gedächtniß und eine geübte Sprache besitze, kann ich doch nicht immer sagen, was ich möchte, weil mein Trübsinn mich beherrscht.

Die Unterhaltung mit edlen Menschen ist mein größtes Vergnügen; es freut mich, wenn sie ernste Dinge behandelt, und

wenn die Moral ihr Inhalt ist; aber ich verstehe es auch, sie zu genießen, wenn sie heiter und belebt ist. Eine Kleinigkeit, die gut gesagt wird, kann ein geistreicher Scherz werden und mich tagelang erfreuen.

Ich schreibe gute Prosa und leichte Verse; wenn ich mir Mühe gäbe, würde ich nach dieser Seite hin Ruhm erlangen können.

Ich lese sehr gern, besonders wenn ich etwas finde, das die Seele stärkt und den Geist bereichert. Am meisten aber liebe ich es, mit einer geistreichen Person zusammen zu lesen, jeder Moment bringt dann neue Gedanken und die anregendste Unterhaltung wird daraus hervorgehen.

Ich beurtheile mit Scharfsinn die Werke, welche man mir mittheilt, aber ich sage meine Meinung darüber vielleicht zu aufrichtig. Ich bin streng, aber hege doch zarte Rücksichten. Ich höre gern streiten, aber ich unterstütze meine Meinung oft zu lebhaft, und wenn man eine ungerechte Sache mir gegenüber vertheidigt, gerathe ich in eine Leidenschaft für die Vernunft, die mich zuweilen unvernünftig reden läßt.

Ich liebe die Tugend und die schönen Empfindungen, ich habe das heiße Verlangen, gut zu sein und weiß es meinen Freunden aufrichtig Dank, wenn sie mir meine Fehler vorhalten.

Alle meine Regungen sind sanft und regelrecht, man hat mich fast nie im Zorn gesehen, doch bin ich fähig mich zu rächen und dulde nie eine Beleidigung.

Ich bin dem Mitleid zugänglich, aber ich möchte es lieber nicht sein. Jedoch thue ich alles für eine betrübte Seele, ich zeige ihr auch Mitleid; aber ich glaube, es wäre nicht nöthig, es wirk=

lich zu empfinden, denn es ist eine Regung, die das Herz schwach macht, und die man lieber dem Volke überlassen sollte.

Ich liebe meine Freunde, ich besinne mich keinen Augenblick, ihrem Glück das meinige zu opfern, aber ich bin nicht zärtlich gegen sie und fühle keine Sehnsucht nach ihnen, wenn sie abwesend sind.

Ich bin sehr verschwiegen und halte stets gewissenhaft jedes Versprechen, ich kenne keine Neugier.

Ich befleißige mich außerordentlicher Höflichkeit gegen die Frauen, ich habe wissentlich nie ein Wort gesagt, welches sie hätte beleidigen können. Wenn sie einen gebildeten Geist haben, ziehe ich ihre Unterhaltung derjenigen der Männer vor. Was man galant nennt, war ich in früheren Jahren, jetzt setzt es mich in Erstaunen, wie ein Ehrenmann so fade Schmeicheleien sagen kann.

Ich bewundere alle großen Leidenschaften, sie sind ein Beweis von Seelenstärke, und trotz der Unruhe, die sie verursachen, geben sie Glück und lassen sich mit der strengsten Tugend vereinigen. Ich würde gewiß nur in dieser Weise der Liebe mich hingeben, deren Stärke und Zartheit mich entzückt; aber ich glaube, daß ich stets mehr mit dem Geiste als mit dem Herzen lieben würde."

Er hat mit letzterem Ausspruch sich sehr richtig beurtheilt, obgleich er denselben wohl mehr aus einer Art von Koketterie als aus Ueberzeugung gethan hat. Sein Verhältniß zur Gräfin Lafayette war gewiß mehr die Frucht seines Geistes wie seines Herzens, und seine Liebe zu der schönen Herzogin von Longueville machte wenigstens letzterem keine Ehre.

Larochefoucauld war zwanzig Jahre älter als die Gräfin Lafayette und befand sich in einem so leidenden Zustande, daß sie hauptsächlich als Pflegerin und Trösterin sich bewähren mußte. Bald stellte sich aber auch bei ihr eine große Körperschwäche ein und vermehrte das Verständniß für die Leiden ihres geistreichen Freundes.

Das kränkliche Paar hielt einen gemeinschaftlichen Salon, in dem alle Berühmtheiten der Zeit sich zusammenfanden. Boileau, Racine, Molière waren die täglichen Gäste, und Frau von Sevigné, die berühmte Briefschreiberin, erzählt von diesen Zusammenkünften die interessantesten Details. Sie selbst gehörte übrigens zu einer der Hauptzierden derselben; ihre reizende, schalkhafte Bosheit und „anregende Lebhaftigkeit" — wofür die Franzosen das hübsche, unübersetzbare Wort „enjouement" haben, verliehen dem „Zirkel der Krankenstube" — gewiß einen bezaubernden Lichteffect. Die Gräfin Lafayette bewies, daß sie diese Freundin vollkommen zu würdigen wußte und nicht neidisch auf sie war, denn unter ihren Schriften ist „das Portrait der Frau von Sevigné" als ein kleines Meisterstück von feiner Beobachtung und liebenswürdiger Schmeichelei anerkannt.

Der Herzog von Larochefoucauld starb nach langem Siechthum 1680, seine Freundin empfing die Condolenzbesuche des Hofes und Adels, als wenn sie seiner Familie angehört hätte, so allgemeine Achtung wurde ihren Empfindungen gezollt. Sie lebte noch zehn Jahre in strengster Abgeschiedenheit von der Welt, unter der Führung des frommen Abbé Duguet, des bekannten schriftstellernden Beichtvaters von Port Royal.

Chateaubriand und Julie Recamier.

Motto: La vie n'est qu'une réminiscence.

François René von Chateaubriand wurde am 4. September 1768 zu St. Malo geboren, die Stürme des atlantischen Oceans sangen ihm das Wiegenlied und flößten ihm eine lebhafte Vorliebe für die wilde und doch einförmige Schönheit seines heimathlichen Küstenlandes ein. Als er alt und berühmt geworden war, wünschte er nichts sehnlicher als ein Grab auf der Stelle, wo er geboren war. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt. Der eintönige Gesang der Meereswellen umrauscht den Todesschlummer des Dichters, sein Sarg steht auf derselben Stelle, wo einst seine Wiege stand! Die Einwohner von St. Malo schenkten ihrem berühmten Landsmann noch bei Lebzeiten ein Grab am Meeresstrand auf der Halbinsel Grand Bey.

Wie tief ein Menschenherz am Lebensweh leiden kann, geht aus den Klagen Chateaubriands hervor, er trauerte tief über seinen Eintritt in die Welt — er, ein Glücklicher, den nie ein persönliches Leid getroffen hat, spricht den Wunsch aus, nie gelebt zu haben. Die Poesie der Melancholie war ihm gleichsam angeboren.

Seine erste Jugend fiel in die Anfänge der Revolution; er sah das Königthum, für das er zeitlebens schwärmte, noch in dem verklärenden Lichte eines Sonnenuntergangs; als Sprößling einer der ältesten Stammbäume (unbegreiflicher Weise wird im Brockhaus'schen Conversationslexikon Jahrgang 1843 seine adelige Herkunft geleugnet) wurde er dem König vorgestellt und der gute Ludwig der Sechszehnte wußte ihm aus Verlegenheit kein Wort zu sagen; Chateaubriand, der selbst zitternd und verwirrt dem mächtigsten Monarchen der Christenheit gegenüberstand, wurde davon mehr ergriffen und gerührt, als er vielleicht von einer gut stylisirten Anrede gewesen wäre.

Die Königin Marie Antoinette sah er im Glanze ihrer Schönheit, mit dem Ausdruck von Lebensfreude im Auge und fand ihr Lächeln, das den Oberkiefer hervortreten ließ, so charakteristisch, daß er nach dreißig Jahren im Stande war, unter den ausgegrabenen Opfern der Guillotine den Schädel der königlichen Märtyrerin wiederzuerkennen, des gemordeten Königspaares, um sie in der Chapelle expiatorie beizusetzen.

In der Militairschule zu Cambray, der alten schönen Festungsstadt, die in dem deutschen Kriege wieder eine Rolle gespielt hat, bildete sich Chateaubriand zum Marineoffizier aus, aber die fortschreitende Revolution raubte dem Soldatenstand, wie dem Königthum seinen Nimbus und Chateaubriand verlor die Freude daran. Es war damals Mode in Frankreich geworden, nach Amerika zu reisen und der erwachenden Dichterphantasie Chateaubriand's mußte die Schönheit der neuen Welt besonders verlockend erscheinen. Er entfloh dem Lärm der Parteikämpfe auf französischer Erde und ging auf ein Jahr nach Südamerika.

Das Bild der Urwälder und der tropischen Farbenpracht hat er in seiner berühmten Dichtung Atala später mit hinreißender Wirkung gezeichnet.

Mitten in der Wildniß, während er in einer Auswandererhütte sich selbst sein Mittagbrod bereitete und Bananen röstete, fand Chateaubriand ein englisches Zeitungsblatt, das ihm Kunde brachte von den erschreckenden Fortschritten der Revolution, von der mißlungenen Flucht des Königs, von dem Versuch der französischen Prinzen im Auslande zum Schutz des Thrones eine Armee zu bilden; seine friedlichen Reiseabenteuer kamen ihm wie eine Versündigung am Vaterlande vor, das in Gefahr schwebte, während er im glücklichen Müßiggehen schwelgte.

Er kehrte eiligst nach Frankreich zurück, obwohl er kaum Geld genug für die Ueberfahrt hatte; seine Verwandten mußten ihn förmlich auslösen, als das Schiff bei St. Malo landete, und beklagten seine Heimkehr zu so ungünstiger Zeit; aller Wohlstand war zerstört, die Schlösser verbrannt, der Adel getödtet oder entflohen. Chateaubriand wollte sich zur Rheinarmee begeben, die in Coblenz organisirt wurde, aber er hatte kein Geld und mußte in St. Malo bleiben.

Während er unthätig am Meere saß, träumte und dichtete, beschäftigte sich seine Schwester Lucile damit, ihm Geld und Glück zu verschaffen, indem sie ihn mit ihrer reichen Freundin, Fräulein von Lavigne, zu verheirathen suchte. Er sah die kleine, zarte Gestalt von einem weißen Schleier und einem rosa Atlaspelz umflattert, auf seinen einsamen Spaziergängen sehr oft erscheinen, ohne zu ahnen, was sie für ihn werden sollte. Er liebte nur das Meer und die Musen, die Frauen waren ihm noch völlig

gleichgültig geblieben. Aber er war zu träumerisch, um sich zu wehren gegen die ohnehin wohlgemeinte Intrigue seiner Schwester, und heirathete ohne Neigung. Jedoch stellte er seiner Frau später ein schmeichelhaftes Zeugniß für ihre Liebenswürdigkeit aus und versicherte, ganz allein die Schuld zu tragen an dem mangelnden Glück seiner Ehe.

Die Flitterwochen waren von sehr kurzer Dauer, denn Chateaubriand beeilte sich, seinen frühern Plan auszuführen und sich der Armee der Emigranten anzuschließen. In Gesellschaft seines älteren Bruders reiste er ab. Zwischen Trier und Coblenz geräth er unversehens zwischen die Marschcolonnen des Königs von Preußen. Er sieht die Grenadiere, die aus der Schule Friedrich des Großen stammen, bewundernd an und will zu Fuß eiligst das Quarré umgehen, welches sie um Friedrich Wilhelm II. und seinen Feldherrn, den Herzog von Braunschweig gebildet haben. Aber seine französische Uniform zieht die Augen des Königs auf sich; Chateaubriand wird angerufen und vor denselben geführt. Als er seinen Namen und seinen Zweck angegeben hatte, nahm der König seinen Hut ab und sagte zu seiner Umgebung: „Meine Herren, ehren wir die edle Gesinnung eines französischen Offiziers", worauf alle Anwesenden dem armen Fußgänger die Honneurs machten und ihn seiner Wege gehen ließen.

Es wurde ihm schwer, seinem Vaterlande zu nützen; die Demoralisation der Emigranten und Aristokraten machten leider alle Anstrengungen wirkungslos. Daß Chateaubriand, ihr Standes- und Gesinnungsgenosse, ihnen dies Zeugniß ausstellt, wiegt mehr als andere historische Anklagen.

Während der Strapazen des schlecht geleiteten Feldzuges schrieb Chateaubriand die ersten Seiten seiner Atala und trug sie zwischen seiner Wäsche und seinen Lebensmitteln im Tornister mit sich herum. Eines Nachts schlief er ungewöhnlich fest auf einem Heuboden, wo man ihm seine Hemder stahl, aber zu seiner Freude seine Schriften nicht anrührte. Sie blieben sein einziger Schatz, als er schließlich nach England entfliehen mußte.

Das Elend, welches er dort ausgestanden hat, ging über alle Beschreibung; er wohnte in einem feuchten Kellerstübchen mit der Aussicht auf einen Kirchhof voll Modergeruch und sog oft an einem nassen Handtuch, um seinen Hunger zu stillen. Dazu bekam er die Pocken, diese schreckliche Begleiterin von Armuth und Kriegsnoth. Zitternd im Frost des Fiebers deckte er sich mit den zwei Stühlen seiner elenden Wohnung zu. Trotz dieser Leiden kam der erwartete Tod nicht; im Gegentheil kehrte die Gesundheit zurück und Chateaubriand ließ sogar etwas drucken von seiner Atala und einigen anderen literarischen Versuchen, wodurch er die Aufmerksamkeit einiger Gelehrte erregte. Sie verschafften ihm eine kleine Anstellung bei einer Gesellschaft von Alterthumsforschern, wo er französische Manuscripte entziffern sollte. Er bekam Geld, schaffte sich wieder anständige Kleider an und reiste nach der Grafschaft Benles, wo er auf dem Lande sich bald erholte. Dort machte er die Bekanntschaft einer wohlhabenden Familie, die ihn mit Aufmerksamkeiten überhäufte. Die hoch gebildete einzige Tochter nahm italienische Stunden bei ihm und sang mit einer Engelsstimme italienische Musik vor. Eines Tages erschien die junge Dame, Namens Charlotte, nicht, statt dessen ihre fast noch eben so schöne Mutter.

Nach einer peinlichen Scene, von Erröthen und Stammeln begleitet, gesteht sie ihm die Liebe — ihrer Tochter.

Seine Ueberraschung und Bestürzung nimmt die zärtliche Mutter für Beweise, daß er die schöne, unschuldige Empfindung theilt; aber wie groß ist ihr Schmerz, als sie nun erfährt, daß er ein verheiratheter Mann sei! Bei seiner Jugend und seiner Schweigsamkeit über seine Verhältnisse hatte Niemand dies ahnen können. Chateaubriand betrat die Schwelle des Hauses nicht mehr, über das er solches Unheil gebracht hatte. Aber heimlich beobachtete er von fern die rührende Gestalt des jungen Mädchens, das ihn so augenscheinlich betrauerte. Was hätte er nicht darum gegeben, um mit ihr in der kleinen englischen Dorfkirche getraut werden zu können! Doch versuchte er nicht, sie wiederzusehen.

Länger als zwanzig Jahre später führte das wandelbare Schicksal den Dichter als Gesandten des restaurirten Frankreichs wieder nach England; am Abend erschien er in den glänzendsten Gesellschaften des Hofes und des stolzen reichen Adels, aber am Morgen schlich er in die trübseligen Winkel der Stadt, wo er seine Jugend als hungernder Emigrant zugebracht hatte und weidete sich an den Contrasten des Lebens. Er gab üppige Diners an demselben Tage, den er früher mit dem Hungertuche im Munde gesehen hatte! Die Vergangenheit sollte ihm aber noch in einem anderen Bilde wieder erscheinen; es ließ sich einst eine Dame in Trauer in seinem Gesandtschaftshotel melden. Es war Charlotte — zwei schöne Knaben begleiteten sie; um seine Fürsprache für dieselben bei dem englischen Gouvernement zu erbitten, war sie zu ihm gekommen. Ihr Gemahl, der Ad-

miral Stulton und ihre Eltern waren todt. Drei Jahre nach der Trennung von Chateaubriand hatte sie sich verheirathet, aber jedes ihrer Worte bewies ihm, daß sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben. Er besuchte sie mehrmals und die gemeinschaftliche Erinnerung an die kurze Rosenzeit der Jugend mit dem täuschenden Liebesglück, wirkte fast so beseligend wie ein Nachfrühling auf ihn.

Die reizende Charlotte war übrigens nicht das einzige weibliche Herz, das auf dem Lebenswege des kleinen häßlichen Chateaubriand blühte. Nach dem Erscheinen seiner Atala und des Genius des Christenthums erhielt er eine Unzahl Briefe voll glühender Bewunderung und voll Danksagungen über das Entzücken, welches seine Schriften erregt hatten. Er war oft so davon hingerissen, daß er sich nicht versagen konnte, persönlich zu antworten und fand mehrere Male reizende exaltirte Mädchen und Frauen, die ihm sehr gern ihre Herzen als Belohnung dargeboten hätten. Aber er war ein zu guter Christ, um die frommen Empfindungen, die er durch seine Religionsschriften erregte, zu weltlichen Zwecken herabzuwürdigen. Auch hielt er diese Liebe für eine verbotene Frucht, da er verheirathet war. Desto mehr sehnte er sich danach, in der Freundschaft einen Ersatz zu finden, und er empfing in der That sehr reiche Gaben derselben.

Die Herzogin von Duras, geborene Gräfin Montcalm, berühmt durch einige freisinnige Romane, war seine langjährige Freundin, ebenso Frau v. Staël und Frau v. Beaumont, aber die Krone der Frauenfreundschaft wurde ihm durch Julie Recamier zu Theil.

Es dauerte lange, bis er näher mit ihr bekannt wurde;

schon mehrere Male sah er sie flüchtig wie eine Erscheinung vorüber schweben. Später konnte er sich nicht darüber trösten, so viel Zeit versäumt zu haben; er schilderte sie, wie sie an manchen stillen Abend andächtig seinen Genius des Christenthums gelesen, ohne zu ahnen, daß ihr der Verfasser einst so nahe stehen würde. Auch ihr Leben in Italien beschreibt er mit sichtlichem Neide. Sie lernte dort Canova kennen und lebte einen Theil des Jahres auf seiner Villa zu Albano. Der Hohepriester der Kunst, der dem Marmor Seele einhauchte, verehrte sie wie eine griechische Statue, die aus Frankreich kam, um Schutz zu suchen in Rom. Canova durchlebte mit ihr eine echte Künsteridylle. In ihrem Wohnzimmer war ein Balkon mit der Aussicht auf die Ruinen der pompeianischen Villa und einen Kranz von Olivenwaldungen, über denen man das dunkelblaue Meer erblickte und kaum vom Himmel unterscheiden konnte. Canova kam fast immer zur Zeit des Sonnenuntergangs zu seiner Freundin, wenn die letzten Purpurtinten ihre herrliche Gestalt wie mit einem Heiligenschein umgaben. Sie setzte sich dann ans Clavier, und Canova sang mit leiser angenehmer Stimme unter ihrer Begleitung das venetianische Fischerliedchen: oh pescator dell' onda, fideline!

Wie rührend und edel war diese kleine Scene zwischen dem berühmten Künstler und einer berühmten Schönheit. Wie verschieden von den frivolen Huldigungen, die Raphael und andere Künstler ihren Schönen darbrachten, war sein Plan, das Modell zur Engelsgestalt von Dante's Beatrice durch Julie Recamier darstellen zu lassen. Er hat es leider nicht ausgeführt, und nur eine Büste von dem edlen Antlitz seiner Freundin giebt Zeugniß von ihrer unvergleichlichen Schönheit und seiner uner-

reichten Kunst. Doch eignete sich der Marmor nicht dazu, die weichen Züge von Julie Recamier darzustellen, der Farbenschmelz der Malerei war nothwendig, um den Glanz des Haares, die Lilienweiße ihrer Haut, das Morgenroth ihrer Wangen und das Purpurroth ihrer Lippen darzustellen.

Aber auch die Malerkunst blieb hinter der Wirklichkeit zurück, denn sie war nicht im Stande das Lächeln der Güte und den Diamantenblitz des Geistes wiederzugeben, wodurch Julie Recamier alle Menschen bezauberte. Der Volksglaube, daß Schönheit und Dummheit zusammengehören, wurde durch sie vollständig widerlegt, denn sie war geistreich und der Geist leuchtete in ihren Augen mit jenem geheimnißvollen Prisma, wie es nur der König der Edelsteine, der Diamant besitzt. Ein geistreicher Philosoph, Saint-Martin, hatte von ihren Augen gesagt: „ses yeux doublés d'âme" und ein gemüthvoller Dichter setzte hinzu: „Wäre ich der Herr der Welt, würde ich ihr befehlen, mich immer anzusehen." Sie selbst aber fällte das bescheidene Urtheil über ihre Schönheit: „Als die Gassenjungen nicht mehr vor mir still standen, wußte ich, daß ich nicht mehr hübsch war." Eine Zeitgenossin von Julie Recamier, die Schwärmerin Frau von Krübener, sagte von ihr: „Sie kann Engel in Versuchung führen", und ließ sie bitten, wenn sie zu ihren frommen Versammlungen käme, „so wenig hübsch wie möglich auszusehen."

Als Chateaubriand sie endlich näher kennen lernte, war sie bereits siebenunddreißig Jahre alt — aber die Gassenjungen blieben noch vor ihr stehen — ihre Schönheit konnte noch wahrhaft rühren. Am Sterbebette ihrer gemeinschaftlichen Freundin Frau v. Staël, am 14. Juli 1817, traf Chateaubriand mit

Julie Recamier zusammen. Er hatte anfangs keine Augen für sie, weil er nur an den Tod dachte, der ihm die langjährige geistreiche Freundin zu rauben drohte.

Mit fieberglänzenden Augen saß Frau v. Staël in ihrem Bette aufrecht und hielt ihm die brennenden Hände zum Abschied hin: „Mein theurer François, ich leide sehr," sagte sie. Neben ihrem Lager schluchzte der junge Mann, mit dem sie heimlich vermält war. Er schien dem Tode näher zu sein, als sie selbst; seine schwache Gesundheit konnte dem Trennungsschmerz nicht Stand halten. Bekanntlich starb Herr von Rocca kurze Zeit nach Frau von Staël.

In tiefe Betrübniß versunken hörte Chateaubriand plötzlich einen leichten Schritt und eine leise Stimme in dem dunklen Sterbezimmer und wie der Engel des Trostes stand Julie Recamier vor ihm. Er starrte sie an, als hätte er sie noch niemals vorher gesehen, und von dem Augenblicke an wendete er ihr seine ganze Seele zu. Er wünschte nichts sehnlicher, als „ein Blumenteppich für ihre Füße zu sein", oder ein Spiegel für ihr reines Bild. Er versicherte immer wieder, daß sie allein seinem Leben Reiz verliehen, daß er nur durch sie die Regungen der Freude und des Glückes kennen gelernt habe.

Als Julie Recamier die Freundschaft des berühmten Dichters gewann, hatte sie schon ein ereignißvolles Leben hinter sich. Sie war 1780 zu Lyon geboren — einige ihrer galanten Biographen haben versucht, sie jünger zu machen — mit fünfzehn Jahren hatten ihre wohlhabenden Eltern, Namens Bernard, sie mit dem reichen Banquier Recamier verheirathet, der bedeutend älter als sie war. Es zirkulirten seltsame Gerüchte über diese

Ehe, man behauptete sogar, der Schwiegersohn wäre früher ein Liebhaber der Frau Bernard gewesen. Unzweifelhaft ist es, daß Recamier die reizende Julie immer wie seine Tochter behandelt hat, sich aber dennoch nicht wollte von ihr scheiden lassen, als eine glühende Herzensneigung, die sie in dem schönen, liebenswürdigen Prinzen August von Preußen*) erweckt hatte, ihr die Welt in einem neuen Lichte erscheinen und sie wünschen ließ, die Bande einer liebeleeren Scheinehe zu lösen. Als sie jedoch entdeckte, wie unglücklich sie Herrn Recamier machte durch diesen Wunsch, stand sie davon ab; sie vermochte es nicht Jemanden zu kränken. Die Güte ihres Herzens übertraf noch alle ihre anderen Vorzüge; es ist bekannt, daß sie einst in ihr Tagebuch schrieb: „Gott, ich danke dir, daß ich nicht boshaft sein kann!"

Wahrscheinlich hat Julie Recamier den Prinzen August doch nicht bloß aus Herzensgüte, sondern auch aus Lebensklugheit ausgeschlagen, sie konnte wissen, daß er in einer morganatischen Ehe ihr ein sehr zweifelhaftes Glück darbot. Die preußischen Hausgesetze sind unduldsam dafür; kaum die äußeren Achtungsbezeugungen werden den morganatischen Gemalinnen der Prinzen erwiesen. Auch war es bekannt, daß Veränderlichkeit und Leichtsinn zu den Charakterfehlern ihres königlichen Freiers gehörten, sie also keine eheliche Treue von ihm erwarten konnte. Mit Milde und Schonung entzog sie sich nach und nach seinen Liebeswerbungen, blieb aber stets im freundschaftlichen Verkehr mit

*) Wir haben die Geschichte dieser Liebe bereits ausführlicher erzählt in: Berühmte Liebespaare, Braunschweig. Westermann Seite 235.

ihm und nahm auch eine jährliche Unterstützung von ihm an, denn sie war geradezu in bedürftigen Verhältnissen.

Der einstige Reichthum des Herrn Recamier war verloren gegangen und der allmächtige Napoleon I. verweigerte ihr seine Hilfe, weil Julie Recamier die Freundin seiner Feindin, der Frau von Staël war. Sogar ihr Exil theilte sie. Hatte doch Bonaparte als Gemal der reizenden Josephine es nicht verschmäht, den Versuch zu machen, als Verehrer der berühmten Schönheit, Julie Recamier aufzutreten. Bei einem Mittagsmahl zu Ehren des ersten Consul fand sie die Bestimmung, sich neben ihn zu setzen, aber ebenso stolz als schön, wußte sie sich derselben zu entziehen, der Platz blieb leer und Napoleon war den ganzen Abend sehr übler Laune. Später wurde nochmals ein Versuch gemacht, die schöne Frau an seinen Hof zu ziehen, man bot ihr eine Stelle im Gefolge der Kaiserin an, aber auch dabei verhielt sie sich ablehnend. Jedoch verstand sie es, sich die Freundschaft Josephinens und ihrer Tochter zu gewinnen. Königin Hortense lud sie sogar zu sich ein, als sie die kurze Zeit der hundert Tage Alleinherrscherin am Hofe Napoleons war, denn Josephine war todt und Marie Louise abwesend. Auch später in Italien blieb Julie Recamier noch mit der Königin Hortense verbunden und durch ihre Fürsprache wurde sie mehr als einmal den Mitgliedern der Familie Napoleons nützlich. Sie theilte den Grundsatz ihres edlen Freundes Chateaubriand: ein Höfling des Unglücks zu sein!

Aber wie Julie Recamier schon durch die Aufregungen der Liebe erprobt worden war, so hatte sie auch schon die Segnungen der Freundschaft erfahren, ehe sie den Dichter der Atala kennen

lernte. Der Herzog Matthieu Jean, Joseph von Montmorency, ein christlicher Schwärmer und höchst geistvoller Mann, hegte eine wahrhaft zärtliche väterliche Neigung für sie und leitet sie mit seinem vortrefflichen Rath durch die ersten Versuchungen des Weltlebens; er war zu gleicher Zeit ein inniger Freund und Verehrer der Frau von Staël, wie es denn überhaupt der beste Beweis von der reinen Freundschaft dieser beiden ausgezeichneten Frauen war, daß nie eine Anwandelung von Eifersucht dieselbe trübte. Auch Benjamin Constant[1]) liebte die Eine und verehrte die Andere, ohne sie dadurch zu entzweien. Ballanche, der arme kranke Buchdrucker, der nachher ein berühmter Gelehrter wurde, gehört ebenfalls zu ihren bevorzugten Freunden.

Unter den Männern, die sie hoch verehrten, müssen wir noch die Fürsten nennen, die vor und nach Napoleons Sturz sie in Paris besuchten. Der damalige Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz Wilhelm von Preußen, Onkel des jetzigen Kaisers, der Kronprinz von Bayern, nachmals König Ludwig I. Als Napoleon noch ein großer Herrscher und doch so kleinlich war, den Frauengeist zu fürchten, der ihm in Julie Recamier und Frau von Staël entgegentrat, durfte die hohen Herrn es nicht wagen, öffentlich als Verehrer derselben zu erscheinen; der Reiz des Geheimnisses steigerte indessen nur den Zauber ihres Umganges mit der berühmten schönen Frau. Sie erzählte lachend nachher oft selbst, wie viel komische und gefährliche Momente sie während solcher verbotener fürstliche Besucher

[1]) Siehe „Berühmte Liebespaare“ Frau von Staël und Benjamin Constant. S. 215. Braunschweig bei Westermann.

erlebt hatte, denn Napoleon's Spione ruhten nimmer und wußten sich überall Zutritt zu verschaffen. Einmal kam Matthieu von Montmorency zu später Abendstunde unerwartet in den Salon und erschreckte die Anwesenden, die ihn für einen Spion hielten, so, daß sie in den Garten flüchteten. Der Erbgroßherzog von Mecklenburg war unter ihnen und es dauerte lange, bis man sich gegenseitig erkannte, beruhigte und scherzte über den Vorfall.

Nach Napoleons Sturz reihte sich der Held des Tages, der gefeierte schöne Kaiser Alexander, auch in die Zahl der Verehrer von Julie Recamier. Sie konnte stolz darauf sein, denn er besaß den echten Rittersinn für den Cultus edler Weiblichkeit, wie er auch durch seine Verehrung für die Kaiserin Josephine bewiesen hat. Es ist bekannt, mit welcher zarter Huldigung er sich dieser gestürzten Größe in Malmaison nahte.

Auch den Eisenherzog Wellington, müssen wir noch erwähnen auf der langen Liste tugendhafter Eroberungen, welche Julie Recamier gemacht hat. Er schrieb ihr am 13. Januar 1815 folgendes Billet: „Ich gestehe, daß ich es nicht sehr bedauere, heute Nachmittag verhindert zu sein, Sie zu besuchen, denn jedesmal, wenn ich Sie sehe, fühle ich mich mehr und mehr überwältigt von Ihrer Liebenswürdigkeit und immer unfähiger für die Politik!"

Trotz dieser stolzen Namen und Kreise ihres Umgangs, gestalteten sich die äußeren Verhältnisse von Julie Recamier immer bescheidener; ihr Mann vermochte nicht, die Folgen seines Bankerottes zu überwinden, es scheint auch, als ob er seine Lage

noch selbst verschlimmert hätte durch ein würdeloses Leben. Doch hat Julie Recamier so selten über ihn Klagen laut werden lassen, daß man nicht mit Bestimmtheit ein Urtheil über ihn fällen kann. Sie trennte sich jedoch von ihm und bezog die Abbaye aux bois in der Rue de Sèvres in Paris, wo sie lange zwei kleine Zimmer im dritten Stockwerk inne hatte, später erhielt sie eine Wohnung in der Bel-Etage. Die längste Zeit aber lebte die gefeierte Freundin so hochberühmter Männer in der Mansarde! Doch war es ihr eigener Wille, sie hatte öfter Gelegenheit gehabt, ihre Existenz sorgenfreier zu gestalten. Sogar die treue Freundschaft Chateaubriands vermochte sie nicht dazu zu bewegen; er bot ihr nämlich sein Herz und seine Hand, ein Haus hatte er nicht nach Dichterart, aber er hätte ihr gewiß ein würdiges Heim geschaffen. Doch zog sie das klösterliche Asyl vor, wo sie frei wie die Vögel unter hohem Baumkronen die Ebene von dem Paris übersah, welches sie und ihre Freundin Frau von Staël einst so abgöttisch geliebt hatten, daß beide krank wurden, als Napoleon sie daraus verbannte.

Chateaubriand zürnte übrigens seiner Freundin nicht lange über den Korb, sondern blieb nach wie vor ihr täglicher Gast in den Mansardenstuben der Abbaye aux bois. Er war schon hochbejahrt, als er Wittwer wurde und konnte sich leicht begnügen mit treuer Freundschaft für den Rest seines Lebens. Seine Frau, die stets von ihm gelobt worden ist, stand ebenfalls in sehr freundlichen Beziehungen mit Julie Recamier und es hat niemals eine unwürdige Nebenbuhlerschaft zwischen ihnen stattgefunden. Vielleicht lag darin einer der Gründe, warum Chateaubriands Heirathsantrag abgelehnt wurde, Julie Reca-

mier wollte beweisen, daß sie nie daran gedacht hatte, den Platz seiner Frau einzunehmen.

Uebrigens ist es ihr nicht erspart worden, den hochverehrten Freund doch zuweilen als launenhaften, verdrießlichen Hausherrn zu sehen. Er übte die Tyrannei eines solchen sehr oft in ihrem eigenen Salon; alle ihre Gäste mußten sich ihm unterordnen und ihre rührenden Versuche ihn zu erheitern, mißlangen oft an seiner Reizbarkeit und unersättlichen Dichtereitelkeit. So erzählt der Marquis von Custine, daß die berühmte Rachel zu einer Vorlesung des Stückes Moses von Chateaubriand sich bewegen lassen wollte; nachdem unendliche Mühe von Julie Recamier aufgewendet worden war, um das hochinteressante Ereigniß herbeizuführen und ein Kreis andächtiger Zuhörer in großer Spannung dasaß, zeigte Chateaubriand plötzlich eine unerklärliche Verstimmung und die Vorlesung mußte unterbleiben.

Die Innigkeit des Verhältnisses litt durch diese Schattenseiten jedoch nicht, wie ebenfalls aus einem Bericht Custine's hervorgeht. Bei einer Versammlung der Akademie, wo alle Größen Frankreichs gegenwärtig waren, machte Chateaubriand mehr Aufsehen, als alle anderen. Sein edler Kopf glänzte mit dem Nimbus eines Homers oder Virgils aus der Menge hervor. Die Damen stiegen auf die Stühle, um den Dichter der Atala zu sehen; man vergaß alles andere, nur er war der Mittelpunkt aller Aufmerksamkeit. Diese leidenschaftliche Neugier war ein improvisirter Triumph, der schmeichelhafter, als alle Huldigungen war.

Als Custine dies im Salon von Julie Recamier erzählte, weinte sie Freudenthränen und gab damit das beste Zeugniß für

die Wärme ihrer Empfindung für Chateaubriand. Nur eine kinderlose Frau und Wittwe konnte in der Freundschaft so viel Befriedigung für ihr Herz finden, wie Julie Recamier; sie besaß nicht einmal nähere Verwandte, nur die Tochter einer ihrer Cousinen, Madame Lenormand, leistete ihr zuweilen Gesellschaft und schrieb dann später ihre Denkwürdigkeiten, die zugleich eine Geschichte der glänzendsten Periode der französischen Gesellschaft sind.

Chateaubriand selbst nannte seine Memoiren „d'outre tombe“, sein Grab wurde der Tempel der Erinnerung für ihr Bild! Er schildert darin auch ihre kleine stille Wohnung im Klostergarten der Abbaye aux bois, wo er ihr die friedlichen letzten Tage seines Lebens verdankte. Aus den Fenstern sah man die Kirchthürme von Paris und die Ebene von Sèvres. Die alten Bäume der Abtei, die einst in dem Gehölz gelegen hatte, wie ihr Name andeutete, ragten fast bis unters Dach, oben hörte man die Vögel zwitschern und unten jauchzten die kleinen Mädchen, die von den Nonnen erzogen wurden und sich im Garten tummeln durften. Der Lärm von Paris rauschte nur ganz fern wie Meeresbrausen; die Abendglocken läuteten schon, wenn Chateaubriand bei seiner Freundin mit der Regelmäßigkeit und Gewohnheit des Alters erschien. Er schreibt darüber: „Der Frieden des Herzens erwartete mich in jenen Räumen, erfrischend wie Waldluft nach einem ermüdenden Gange durch eine sandige Ebene. Wie war ich oft gequält von den Unruhen der Politik und der Undankbarkeit des Hoflebens! Heiterkeit und Ruhe umfingen mich im Kreise der Frau, die heiter war, ohne gleichgültig oder sorgenlos zu sein. Das tiefste Gefühl gab fortwährend ihren Aeußerungen

Bewegung und Leben. Es war mir oft, als wenn Alles, was ich jemals geliebt hätte, nur durch Julie Recamier vermittelt worden wäre, daß sie die Quelle aller meiner Empfindungen wäre! Meine Erinnerungen, meine Träume und die Ereignisse meines wirklichen Lebens haben sich zu einem Ganzen verschmolzen von reizenden und sanften Leiden, deren Verkörperung ihre Persönlichkeit ist. Sie giebt meinem Denken die Richtschnur, sie ist die Ursache, daß ich mein Glück und meinen Frieden in der Pflichterfüllung gefunden habe... Wer die Thorheit besitzt, noch an Glück zu glauben, der kann es nur in der süßen Gewohnheit eines solchen Daseins finden."

Chateaubriand hatte übrigens eine viel glänzendere Laufbahn in späteren Jahren durchmessen, als seine Freundin, die ihn geduldig in ihrer Mansarde erwartete, bis er sein Alter bei ihr ausruhte. Er bekleidete unter den Bourbons mehrmal die bedeutendsten Gesandtschaftsposten, zuerst in England, wie wir schon erwähnten, dann in Berlin und zuletzt in Rom.

Von seinem Aufenthalt in Berlin hat einst das Stuttgarter Morgenblatt Bericht erstattet durch die Dichterin Elise von Hohenhausen, geb. v. Ochs. Es geht daraus hervor, daß Chateaubriand von deutschen Damen nicht minder verehrt wurde als von den französischen. Seine Atala war auch in Berlin gelesen und bewundert worden. Als Chateaubriand auf einem Hofballe zu Ehren des jungen Fürstenpaares von Rußland, des späteren Kaisers Nicolaus mit seiner Gemalin, der reizenden Charlotte von Preußen, erschien, wurde der Dichter fast mehr angestaunt, als die Fürstlichkeiten. Er wohnte im jetzigen russischen Palais unter den Linden, damals der Herzogin von Sagan zu=

gehörig. Ein französisches Gesandtschaftshotel besaß Berlin noch nicht. Chateaubriand trat in nähere Beziehungen mit der Prinzessin Wilhelm, Tante des jetzigen Kaisers Wilhelm und mit der Herzogin von Cumberland, nachmaligen Königin von Hannover. Beide hohe Damen standen sogar eine Zeitlang in Briefwechsel mit dem französischen Dichter, und er ist stolzer darauf, als auf alle Auszeichnungen, die ihm am französischen Hofe zu Theil geworden sind, denn er betrachtete letztere mehr als Belohnungen für geleistete Dienste, während die beiden deutschen Prinzessinnen uneigennützige Bewunderung für sein Talent empfanden.

Es ist überhaupt merkwürdig, wie tief der Zug der Unzufriedenheit mit Fürstengunst im menschlichen Herzen geht, Chateaubriand, der Royalist als Ideal gedacht, beklagte sich fortwährend über die Bourbons mit Worten und Werken. Seine leidenschaftliche bringliche Art, ihnen sich nützlich zu machen, hatte allerdings zuweilen den geduldigen Ludwig den Achtzehnten gegen ihn aufgebracht. So sagte derselbe einmal, als Chateaubriand eine Amnestie verlangte im Fall der Rückkehr des Königs: „Ah mon ami, je pardonnerai à tous, même à voux!“

Auch als Aristokrat, so wenig wie als Royalist war Chateaubriand nicht ohne Inconsequenzen; er, dessen Adelsstolz sich so breit machte, bot doch seinen schönen Namen der Wittwe des Banquiers Recamier an, und seine Freundschaft für den Adelsfeind Armand Carrel beweist nicht minder, daß er seinen eigenen Theorien oft widersprach. Aber Chateaubriand war dennoch ein Mann von Charakter; sein erstes Auftreten gegen Napoleon nach der Ermordung des Herzogs von Enghien gab Zeugniß dafür, ebenso muthig und edel benahm er sich gegen

Louis Philipps Usurpation des Thrones. Er trat mannhaft auf als Vertheidiger eines verwaisten Kindes und eines vertriebenen Greises. Unvergeßlich wird jedem edlen Herzen Chateaubriands schöner Ausspruch sein: „Je suis le courtisan du malheur.“

Die Freundschaft eines solchen Mannes war in der That die reichste Belohnung für die liebenswürdigen Tugenden der schönen, klugen und guten Julie Recamier. Das Denkmal, was er ihr gesetzt hat, macht sie unsterblich.

Das berühmte Paar erreichte ein hohes Alter — die ewige Jugend des Geistes blieb beiden bis zum letzten Augenblick.

Chateaubriand starb am 4. Juli 1848 im achtzigsten Lebensjahre. Seine Freundin überlebte ihn nur kurze Zeit; sie unterlag 1849 der Cholera. Ein lebensgroßes Bild von ihr, ein Werk des berühmten Gérard, war im Besitz des Prinzen August von Preußen in Berlin. Es ist das ähnlichste Bild von ihr, doch giebt es nur eine unvollkommene Idee von ihrer unvergleichlichen Schönheit.

A. W. von Schlegel und Frau von Staël.

In Bonn lebte 1843 noch der berühmte Gelehrte und Dichter August Wilhelm von Schlegel; er gehörte zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und die durchreisenden Engländer kamen mit ihren Lohnbedienten in sein Haus, um ihn sich zeigen zu lassen. Er verlangte aber, daß man sich immer eine halbe Stunde vorher anmelden ließ, damit er sich auf den Besuch gehörig vorbereiten konnte. Er war damals ein siebenzigjähriger Greis und noch so eitel, daß er sich sorgfältig als Celebrität aufschmücken ließ, ehe er Jemanden empfing. Er versuchte sogar auch noch durch Spirituosen sich aufzumuntern und war sehr verdrießlich, wenn der erwartete Besuch etwas später kam, als die Wirkung derselben dauerte, denn er wagte aus Gesundheitsrücksichten nicht öfter als einmal am Tage ein solches Aufregungsmittel zu gebrauchen. Er hielt sehr viel auf gute Kleider, ließ sich die Haare, obwohl schon schneeweiß, noch kräuseln und trug einen sorgfältig gepflegten Schnurrbart. Ueber die weißen Locken setzte er ein schwarzes Sammetkäppchen, das ihm etwas Ehrwürdiges verlieh, aber eigentlich nicht zu seinem

Wesen paßte, denn er liebte immer noch, für einen witzigen Kopf zu gelten und erlaubte sich manchen schlechten Spaß.

Die Fremden wurden in seiner ganzen Wohnung umhergeführt, hauptsächlich um die verschiedenen Portraits der berühmten Frau von Staël zu bewundern, auf deren einstige Freundschaft Schlegel so sehr stolz war. In jedem Zimmer hing ein Bild von ihr; wie ein Witzbold behauptet hat, zeichneten sich alle durch großen Mangel an Bekleidung aus. Schöne Schultern waren der einzige körperliche Vorzug der berühmten Frau, deshalb traute man ihr die Eitelkeit zu, sie möglichst viel gezeigt zu haben.

Wer vor etwa dreißig Jahren in Bonn studirte, hat den alten August Wilhelm von Schlegel noch gekannt, seine Vorlesungen gehört und sein Haus besehen. Er starb 1845 im achtundsiebenzigsten Lebensjahre.

Seine literarische Wirksamkeit ist oft unterschätzt worden; man muß ihm das Verdienst ungeschmälert zuerkennen, daß er ein ächter Aesthetiker war und die Regeln des guten Geschmacks eigentlich zuerst in unserer Literatur festgestellt hat. Seine eigenen Produktionen sind vielleicht weniger bedeutend als seine Leistungen in der Kritik, aber er bewies darin doch eine vollendete Kunst der Sprache und einen großen Reichthum an poetischen Ideen. Als gelehrter Sprachforscher hat er gleichfalls Bedeutendes erreicht. Seine Uebersetzungen aus dem Sanskrit, seine Bearbeitungen spanischer Dramen, sowie seine Einführung von Shakespeare auf die deutsche Bühne, wobei ihm Tieck später hilfreich zur Seite stand, sichern ihm für alle Zeiten eine hohe Stellung in der Literatur. Man hat vielfach behauptet, daß

Schlegel erst durch seine Freundschaft mit Frau von Staël Anerkennung und Ruhm erlangt habe, aber so viel Einfluß sie auch auf seine geistige Richtung ausübte, diese Annahme war doch eine irrige. Schlegel war schon nahe an vierzig Jahre, als er die berühmte Frau kennen lernte, und sie wurde gerade durch seine bereits bestehende literarische Bedeutung angelockt, seine Bekanntschaft zu suchen, als sie auf ihrer Exilreise in Deutschland verweilte.

August Wilhelm Schlegel wurde am 8. September 1767 geboren, er war also ein volles Jahr jünger als Frau von Staël. Seine Eltern lebten in Hannover in sehr geachteten Verhältnissen. Sein Vater war Generalsuperintendent und hatte sich als Schriftsteller schon einen Namen erworben. Die geistvolle Mutter sorgte durch ihre vortreffliche Erziehungsmethode dafür, daß seine zwei Söhne, August Wilhelm und Friedrich, denselben noch berühmter machten. Schon als Knaben schriftstellerten Beide und schrieben glatte und gute Verse. August Wilhelm studirte in Göttingen, wo er mit Bürger Freundschaft schloß und sich neben sehr ernsten Arbeiten über Philologie schon der schönen Literatur zuwendete. Als er ausstudirt hatte, mußte er sich entschließen, eine Hofmeisterstelle in Amsterdam anzunehmen, legte sie aber schon nach einigen Jahren wieder nieder und habilitirte sich in Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt und mit seinem beinahe fünf Jahre jüngeren Bruder Friedrich das Journal Athenäum herausgab. Auch wurde er ein eifriger Mitarbeiter an dem poetischen Blatte: „Die Horen“, welches Schiller damals gründete. Seine Gedichte erschienen in den Musenalmanachen und auch bereits als Sammlung.

In Jena verheirathete sich Schlegel, als er einunddreißig Jahre alt geworden, mit einer vier Jahre älteren, aber bezaubernd liebenswürdigen Frau, die sich jedoch schon nach sechs Jahren wieder von ihm scheiden ließ, um den berühmten Schelling, ihren dritten Mann, zu heirathen. Erst ganz kürzlich ist der Lebenslauf und Briefwechsel dieser Frau durch den Professor Waitz bekannt geworden. Sie hieß Karoline Michaelis und war 1763 zu Göttingen geboren, wo ihr Vater als Professor lebte. Schlegel hat sie schon als Student dort kennen und verehren gelernt, sie verheirathete sich indessen als einundzwanzigjähriges Mädchen mit einem Doktor Böhmer in Clausthal, wurde aber früh Wittwe und führte als solche einen abenteuerlichen Lebenswandel. Zuerst war sie in Mainz, wo der Republikaner Georg Forster sie zu seinen politischen Ideen bekehrte. Seine Gattin, Therese Heyne aus Göttingen, war Karolinens Jugendfreundin, doch schien sie Ursache zur Eifersucht gehabt zu haben. Forster wirkte wenigstens so mächtig auf Karolinen ein, daß sie als staatsgefährliches Weib verhaftet wurde, als die Preußen Mainz besetzten, und längere Zeit auf dem Königstein in Sachsen als Kriegsgefangene in Gewahrsam gehalten wurde. Dieß für eine Frau so ungewöhnliche Schicksal machte sie noch interessanter, als sie schon durch ihre Persönlichkeit war. Die beiden Brüder Schlegel bewarben sich um ihre Gunst, Friedrich schilderte sie als das Urbild seiner berüchtigten Lucinde wie folgt: „Sie war heiter und leicht in ihrem Glücke, sie scheute nichts und ließ ihrem Witz und ihrer Laune freien Lauf. Ueberhaupt lag in ihrem Wesen jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann; jede Gottähnlichkeit und jede

Unart, aber Alles war fein, gebildet, weiblich. Frei und kräftig entwickelte und äußerte sich jede einzelne Eigenschaft, als sei sie nur für sich allein da, und dennoch war die reine, kühne Mischung so ungleicher Dinge im Ganzen nicht verworren, denn ein Geist beseelte es, ein lebendiger Hauch von Harmonie und Liebe. Sie konnte in derselben Stunde irgend eine komische Albernheit mit dem Muthwillen und der Feinheit einer gebildeten Schauspielerin nachahmen, und ein erhabenes Gedicht vorlesen mit der hinreißenden Würde eines kunstlosen Gesanges. Bald wollte sie in Gesellschaft glänzen und tändeln, bald war sie ganz Begeisterung und bald half sie mit Rath und That, ernst, bescheiden und freundlich wie eine zärtliche Mutter. Eine geringe Begebenheit ward durch ihre Art, sie zu erzählen, so reizend wie ein schönes Märchen, Alles umgab sie mit Gefühl und Witz, sie hatte Sinn für Alles und Alles kam veredelt aus ihrer bildenden Hand und von ihren süß redenden Lippen. Nichts Gutes und Großes war zu heilig oder zu allgemein für ihre leidenschaftlichste Theilnahme. Sie vernahm jede Andeutung und sie erwiderte auch die Frage, die nicht gesagt worden war. Es war nicht möglich, Reden mit ihr zu halten, es wurden von selbst Gespräche, und während dem steigenden Interesse spielte auf ihrem feinen Gesicht eine immer neue Musik von geistvollen Blicken und lieblichen Mienen. Dieselben glaubte man ganz zu sehen, wie sie sich bei dieser oder jener Stelle veränderten, wenn man ihre Briefe las, so durchsichtig und seelenvoll schrieb sie, was sie als Gespräch gedacht hatte. Wer sie nur von dieser Seite kannte, hätte denken können, sie sei nur liebenswürdig, sie würde als Schauspielerin bezaubern müssen

und ihren geflügelten Worten fehle nur Maß und Reim, um zarte Poesie zu werden. Und doch zeigte eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Muth und Kraft zum Erstaunen, und das war auch der hohe Gesichtspunkt, aus dem sie den Werth der Menschen beurtheilte." Nach einer solchen Schilderung ist es wohl unzweifelhaft, daß auch Friedrich Schlegel in diese bezaubernde Frau verliebt war, doch scheint er auf seinen Bruder durchaus nicht eifersüchtig gewesen zu sein, wie er denn überhaupt dazu neigte, die Liebesverhältnisse Anderer mitzugenießen. So ließ er sich auch immer die Briefe einer „holden Sophie" zur Einsicht schicken, mit der sein Bruder noch in zarten Beziehungen stand, als er schon sehr viel zartere mit der vielbesprochenen Karoline angeknüpft hatte. Friedrich stand mit Letzterer auch noch auf mehr als freundschaftlichem Fuße, als sie bereits seine Schwägerin geworden war. So schrieb er öfter von einem Kusse, den er vergessen hätte, ihr wieder zu geben, und ähnliche erotische Scherze. Am merkwürdigsten war jedoch sein Verhältniß zu der reizenden Stieftochter, die sein Bruder sich mit Karolinen erheirathet hatte. Augustchen Böhmer war kaum zwölf Jahre und las schon den Shakespeare, studirte die Griechen in der Ursprache und schrieb geistreiche Briefe an die beiden Schlegel und an Schelling. Sie war allerdings ein drolliges Mitteldings zwischen Kind und Mädchen, wie Friedrich Schlegel sie nannte. Seine Briefe, voll Zärtlichkeit und Neckerei an sie, wurden übrigens von seiner nachherigen Gattin, Dorothea Veit gelesen und gebilligt, mit welcher er damals schon in einem vertrauten Verhältnisse lebte. Augustchen Böhmer starb mit fünfzehn Jahren, sonst würde Friedrich Schlegel wahrscheinlich

sie und nicht die geschiedene Frau seines Freundes Veit geheirathet haben. Auch Schelling hat offenbar erst Augustchen geliebt und ist erst nach ihrem Tode zu ihrer Mutter Karoline übergegangen. Letztere stand lange Zeit schwankend zwischen zwei Männern, sie schrieb oft an einem und demselben Tage zärtliche Briefe an August Wilhelm Schlegel und Schelling. Doch hat sie sich oft geweigert, Letztern anders zu lieben als einen Sohn, obwohl sie sich seinetwegen scheiden ließ. Schlegel war ihr allerdings auch nicht treu; er reiste öfter nach Berlin und huldigte dort verschiedenen schönen Frauen, namentlich der Schauspielerin Unzelmann. Karoline neckte ihn höchst unbefangen mit dieser Neigung und sprach in ihren Briefen oft von seinem „Unzelinchen". Da Schlegel schließlich auch eine Trennung von Karolinen wünschte, kamen Beide beim Herzog von Braunschweig um eine „landesväterliche Ehescheidung" ein, um ein geistliches strenges Ehegericht zu vermeiden. Sie gaben in dem Gesuche an, daß sie zu arm seien, um eine doppelte Haushaltung zu führen, und Schlegel durchaus in Berlin leben, Karoline aber in Jena bleiben müsse. Die Scheidung fand statt und wenige Monate später wurde die neue Ehe zwischen Schelling und Karoline von dem Vater des Ersteren, einem hochgeachteten Geistlichen, auf der Prälatur Murhard in Bayern eingesegnet. Mit einer solchen Naivität mißhandelte man im Anfang dieses Jahrhunderts die Heiligkeit der Ehe!

Schlegel blieb mit dem Paar innig befreundet; als er im Jahre 1808 in München war, schrieb Karoline über diesen Aufenthalt an eine Freundin: „..... Wir haben hier kurz vor Weihnachten Frau von Staël nebst ihrer Familie und Schlegel

gesehen. Diese Anwesenheit, welche acht Tage dauerte, hat uns viel Angenehmes gebracht. Schlegel war gesund und heiter, die Verhältnisse zwischen uns die freundlichsten und ohne alle Spannung. Er und Schelling waren unzertrennlich. Frau von Staël hat über allen Geist hinaus, den sie besitzt, auch noch den Geist und das Herz gehabt, Schelling sehr lieb zu gewinnen. Sie ist ein Phänomen von Lebenskraft, Egoismus und unaufhörlicher geistiger Regsamkeit. Ihr Aeußeres wird durch ihr Inneres verklärt und bedarf es wohl; es gibt Momente oder Kleidungen vielmehr, wo sie wie eine Marketenderin aussieht und man sich doch zugleich denken kann, daß sie die Phädra im höchsten tragischen Pathos darzustellen fähig ist."

In diesen wenigen Worten bewährt sich Karolinens Scharfblick, sie gibt damit ein vollständiges Bild der berühmten Freundin Schlegel's.

Es ist wohl keine Frau der Welt mehr besprochen worden, als sie; ruhige, unparteiische Beurtheilung fand sie selten. Ein Uebermaß von Bewunderung oder Verspottung wurde ihr immer zu Theil. Von zwei deutschen Autoritäten wollen wir hier einige Aussprüche über sie mittheilen. Friedrich von Gentz schrieb über sie etwa folgendermaßen: „In ihrem Buche ‚Sur l'Allemagne' sind allerdings einige merkwürdige, unendlich schön geschriebene Kapitel, aber Vieles ist auch ausstaffirter Schund! Was weiß eine so ekelhafte Egoistin, die Alles nur auf les peines du coeur, das heißt auf die armselige Geschichte ihrer mit Recht mißlungenen vielen Liebesversuche zurückführt, von der deutschen Nation, wenn es ihr auch im Einzelnen wie durch eine Art Inspiration wundervoll offenbart wird? Sie setzte

einmal an und zwar recht ernsthaft, auch mich zu lieben. Es war im Jahre 1808. Aus purer Eitelkeit zwang ich mich damals dazu, sie zu kultiviren. Nachher wurde sie mir unerträglich. Im Jahre 1813 schrieb sie mir einige wahnsinnige und dabei insolente Briefe aus Stockholm, politischen Inhalts. Ich beantwortete sie mit Kälte und Verachtung; darüber wurde sie wüthend und hat nachher in England von mir gesagt, ich sei des Galgens werth". Gentz war boshaft und eitel, sein Urtheil ist merklich von diesen beiden Eigenschaften eingegeben worden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die berühmte Frau Liebe für ihn empfunden hat. Weil sie ein geistreiches Buch über die „Leidenschaften" geschrieben hatte, glaubten die Männer sehr leicht, sie sei immer davon bewegt. Die Geschichte ihrer Liebe ist überdieß bekannt genug geworden; der Gegenstand derselben, Benjamin Constant, hat dafür gesorgt durch seinen Roman Adolphe worin er sich sehr undankbar bewiesen und sie der Oeffentlichkeit preisgegeben hat.

Dem Urtheil von Gentz wollen wir ein anderes, milderes, von Karl Ritter gegenüberstellen, welches noch wenig bekannt geworden ist: „Frau von Staël interessirt mich immer mehr, je näher ich sie kennen lerne. Sie ist sicherlich die geistreichste Frau in ganz Europa und besitzt dabei ebensoviel Herzensgüte als großartige Einfachheit. Außer ihren vielen liebenswürdigen Seiten gibt ihr zugleich ihre äußerlich unglückliche Lage und die innere Kraft, mit der sie den Neckereien des Schicksals widersteht, die größten Ansprüche auf Theilnahme. — Man pflegt hier zu fragen, wenn man mit ihr in Gesellschaft war: ‚Est-ce qu'elle a été brillante?' Ich habe sie einige Male in diesem brillanten

Zustande und einmal wahrhaft begeistert gesehen. Diese Begeisterung dauerte wohl eine Stunde, und in meinem Leben wurde ich nicht so durch und durch in allen Nerven erschüttert und bis zu den äußersten Fingerspitzen krampfhaft gespannt. Es war etwas von der Kraft in ihrer Rede, die Alcibiades von Sokrates Gewalt im Symposion des Plato schildert."

Diese Darstellung von Karl Ritter ist ungefähr in derselben Zeit geschrieben, wie der oben mitgetheilte Brief Karolinens; Ritter war nämlich damals mit seinen Zöglingen, den Brüdern von Bethmann-Hollweg, auf einer Bildungsreise in Coppet eingekehrt, dem berühmten geistigen Zauberschlosse der Frau von Staël, welches sie von ihrem Vater, dem einstigen Finanzminister Frankreichs, Necker, ererbte, und welches während ihres Exils der Sammelplatz aller schönen Seelen und schönen Geister war. Durch Schlegel, welcher dort zwar eigentlich nur Hauslehrer, in Wirklichkeit aber ein wenig Haustyrann war, kamen namentlich auch viele deutsche Dichter und Gelehrte in diesen Kreis. Adalbert von Chamisso, der Mann mit dem französischen Namen und dem deutschen Herzen, verweilte auch dort längere Zeit und erzählte uns später, daß er sich eingebildet habe, die schöne Seele in dem häßlichen Körper der berühmten Frau zu lieben, denn ihr Zauber sei so mächtig, ihre geistige Lebhaftigkeit und ihre Herzenswärme seien so groß gewesen, daß Jedermann in ihrer Nähe von romantischer Exaltation ergriffen worden sei.

Ihr Verhältniß zu Schlegel war durchaus ein schöngeistiges, wesentlich literarisches und gelehrtes. Er beschäftigte sich

mit den ernstesten Studien in Coppet, namentlich mit den Nibelungen, die er als Fundgrube deutscher Dichtung betrachtete und dem allgemeineren Verständniß vermitteln half. An den Arbeiten der Frau von Staël, welche damals ihr berühmtes Buch über Deutschland schrieb, hat Schlegel auch viel thätigen Antheil genommen. Er lernte gleichzeitig von ihr, sich im Französischen zu vervollkommnen und hat es sogar soweit darin gebracht, selbstständige Abhandlungen in dieser Sprache zu schreiben, die bei den Franzosen für klassisch gelten und mehrere Bände ausmachen.

Bei seinen häufigen Reisen nach Berlin hatte Schlegel zuerst Frau von Staël kennen gelernt; sie verweilte (etwa 1804) dort einige Zeit und wohnte in einem Gasthofe in der Burgstraße, wahrscheinlich in dem jetzt noch dort existirenden „König von Portugal". Vor den Parterrefenstern desselben hielt einst der Prinz Louis Ferdinand, Preußens Alcibiades, auf stolzem Rosse und unterhielt sich mit der berühmten Frau. Namentlich kam er in aufgeregtester Stimmung an einem Märztage des Jahres 1804 in der Morgenfrühe herangesprengt und erzählte ihr die Missethat ihres und seines Feindes, — — Napoleon hatte in den Festungsgräben des alten Königsschlosses Vincennes den erlauchten Sprößling des französischen Herrscherhauses, den jungen, schönen, ritterlichen Herzog von Enghien, erschießen lassen!

In den Briefen von Rahel Varnhagen findet sich die Beschreibung dieses historischen Zwiegesprächs auf offener Straße. Die Vorliebe des Prinzen Louis Ferdinand für Frau von Staël wurde auch von der Königin Louise getheilt, die sie oft einladen

ließ, am Hofe zu erscheinen und ihren Roman „Corinne" mit heißen Thränen gelesen haben soll. Frau von Staël hat in diesem Meisterwerk einer weiblichen Feder allerdings dem Schmerze hinreißende Gewalt zu verleihen verstanden; die Königin Louise trug zwar einen andern Schmerz in ihrer reinen Seele, sie litt nur für ihre Familie und ihre Unterthanen, während Frau von Staël den Schmerz verrathener Liebe empfand und schilderte, aber ein gemeinsames Interesse verband die beiden Frauen: der glühende Haß gegen Napoleon!

Frau von Staël besuchte in Berlin jedoch nicht bloß die Hofcirkel, sondern war auch bei der Hofräthin Herz und bei der Frau des Buchhändlers Sander. Ganz besonders interessirte sie sich aber für Frau Bernhardi, die Schwester von Ludwig Tieck, weil dieselbe damals gerade dafür galt, die Zuneigung Schlegel's zu besitzen; sie fürchtete, daß dadurch ihr Plan mißlingen könnte, ihn als Hauslehrer für ihre Söhne zu gewinnen.

Schlegel wurde in Berlin sehr gefeiert zu jener Zeit, wie aus einem Briefe seines Bruders Friedrich hervorgeht: „Wilhelm hat sich nun bald in jedem Hause hier den Magen verdorben, so oft wird er eingeladen. Heute sind wir bei der Baronin Schäbig, morgen bei Madame Muffig und übermorgen bei der Prinzessin Meyer."

Letztere war Marianne Meyer, die in morganatischer Ehe mit einem Prinzen Reuß verheirathet war; wem die andern Spottnamen galten, ist nicht mehr zu ermitteln.

Schleiermacher, der damals genau befreundet mit Friedrich Schlegel war und sogar in einem Zimmer mit ihm wohnte, beschrieb den älteren Bruder wie folgt: „.... Er hat weder die

Innigkeit noch die Tiefe von Friedrich. Er ist als Dichter nnd neuer Uebersetzer von Shakespeare bekannt. Er ist ein feiner eleganter Mann, hat sehr viel Kenntnisse und künstlerisches Geschick uud sprudelt von Witz über. Das komische Talent dieses Mannes ist ganz einzig, er ist voll lustiger und ergötzlicher Anekdoten, die er gleich so köstlich agirt, daß man seiner Kunst weit mehr froh wird, als auf dem Theater; dabei ist er höchst gutmüthig, was Leute von dieser Gabe so selten sind."

Frau von Staël erreichte jedoch die Erfüllung ihres Wunsches, August Wilhelm Schlegel ging mit ihr nach Coppet und machte auch ihre Weltfahrten zum Theil mit, die sie aus Verzweiflung über Napoleon's Ausspruch: „er wolle ihr das Weltall überlassen, aber Paris ohne sie bewohnen", unternahm. In Schweden wurde Schlegel besonders ausgezeichnet und in den Adelstand erhoben. Nach Rußland begleitete er jedoch seine berühmte Freundin nicht, als aber Napoleon's Sturz ihr verstattete, nach ihrem geliebten Paris zurückzukehren, kam auch Schlegel dorthin und lebte wieder in ihrem Hause. Sie hatte sich zu jener Zeit heimlich verheirathet mit einem viel jüngeren Manne, der sie leidenschaftlich liebte. Es war ein italienischer Offizier, der seiner Wunden wegen den Dienst verlassen hatte; sie nahm jedoch den Namen desselben, de Rocca, niemals an, hatte aber einen Sohn von ihm, den ihre anderen Kinder legitimiren ließen, als sie 1817 nach langen Leiden in Paris starb. Ihre Tochter war mit einem Herzog von Broglie verheirathet, ihr Enkel ist der jetzt noch lebende, vielfach thätige legitimistische Schriftsteller Herzog Albert von Broglie. Ihre beiden Söhne sind ohne Namenserben gestorben, nur ein Bruder

ihres Mannes hat die Familie fortgesetzt, deren Name sich noch öfter sogar in Deutschland vorfindet.

August Wilhelm von Schlegel ging nach dem Tode der Frau von Staël als Professor nach Bonn, und erlebte dort ein einsames, wunderliches Alter, das ihn dazu machte, wie wir ihn im Beginn dieses Aufsatzes geschildert haben.

König Stanislaus II. von Polen und Frau Geoffrin.

Motto: J'ai l'instinct de découvrir les belles âmes.

Man hat oft behaupten wollen, daß die alten Frauen ganz unnütz und unangenehm in der Gesellschaft wären: wie ein zerbrochenes Glas oder wie eine verblichene Stickerei müßten sie bei Seite gebracht werden. Aber die Anmuth, die dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich ist, verschwindet keineswegs mit den Jahren, sie ändert nur den Schauplatz, sie zieht sich vom Körper in den Geist zurück und wirkt dort oft mehr als vorher.

So gab es im vorigen Jahrhundert in Paris eine alte Frau, die mehr gefeiert wurde, als manche junge, und eine europäische Berühmtheit erlangte wegen ihrer Liebenswürdigkeit und ihres großen Einflußes auf die Gesellschaft.

Es war Frau Geoffrin, geboren zu Paris 1699, gestorben daselbst 1777, der es gelang, die berühmtesten Namen des vorigen Jahrhunderts um sich zu schaaren. Sie war keine Gelehrte, keine Schriftstellerin und keine Künstlerin, sie besaß keine Schönheit, keinen großen Reichthum, keinen glänzenden Geist, keine hohe Geburt, aber einen Schatz besaß sie, der ihr alles dies ersetzte: ein prächtiges Herz.

Die Güte ihres Herzens war sprichwörtlich geworden. Wohlthun gehörte zu ihren Leidenschaften, und zwar beschränkte sie dieselben nicht auf Geschenke und Unterstützungen, sondern noch mehr dachte sie daran, zu trösten, zu ermuntern und Angenehmes zu sagen, wenn ihre Freunde oder auch Fremde ihr unglücklich erschienen.

An der Wärme ihres Herzens entzündete sich auch ihr Geist. Es ist ein unwahrer Gemeinplatz, daß eins den anderen ausschließt, daß gute Menschen für dumm und böse Menschen für klug gelten. Herz und Geist gehören zusammen wie Altar und Opferflamme!

Wenn auch keine sprühenden Einfälle, keine glänzenden Witzworte, keine scharfsinnige Erkenntniß ihren Geist auszeichneten, so besaß dieselbe doch im höchsten Grade den Zauber großer Anmuth, Lebhaftigkeit und Natürlichkeit. Sie hatte sehr feine aber durchaus ungekünstelte Manieren; ihre Höflichkeit war herzlich, aber nicht wortreich. Sie war entgegenkommend und hatte stets den Wunsch zu gefallen, aber sie behielt eine ruhige, sanfte Würde dabei. Diese Sicherheit in den feinen Formen des guten Tons war bei ihr um so bewundernswerther, als sie das Ergebniß eigener Erwerbung, nicht ein angeerbtes Gut war. Die Biegsamkeit und Vielseitigkeit des weiblichen Geistes tritt am deutlichsten hervor in solchen Fällen von Selbstbelehrung, von autodidaktischem Aufschwung.

Frau Geoffrin war nämlich von niederer Herkunft, die Tochter eines Hoflakaien, Rodet. Früh verwaist hatte eine originelle, kluge Großmutter sie erzogen und zwar sehr sorgfältig, aber auch sehr seltsam. Sie hatte ihr gesagt, alles

Lernen sei für ein weibliches Wesen überflüssig: Beobachten und Denken seien die Hauptsachen. Deßhalb wurde sie auch schon als Kind angehalten, ein Tagebuch zu führen und sich von Allem, was sie sah und hörte, genau Rechenschaft zu geben. Sie hatte wenig gelernt und wußte doch viel.

Ueber die seltsame Erziehung, welche Frau Geoffrin erhalten hat, existirt ein eigenhändiger Bericht von ihr an die Kaiserin Catharina von Rußland. Die mächtigste Herrscherin hatte gewünscht, den Lebenslauf der bescheidenen Autodaktin kennen zu lernen und stand längere Zeit in einem sehr schmeichelhaften Briefwechsel mit ihr.

Dieser Lebenslauf war indessen sehr einfach. Mit fünfzehn Jahren hatte Marie Therese Rodet einen Spiegelfabrikanten, Namens Geoffrin, geheirathet, der viel Vermögen aber wenig Verstand besaß. Man erzählte von ihm, daß er immer in einem und demselben Buche gelesen habe, und als man ihn fragte, ob es ihn unterhalte, meinte er, „der Verfasser wiederhole sich allerdings etwas.“ Er wurde so wenig in seinem Hause beachtet, daß einst Einer seiner Gäste fragte: „Wer ist nur der Herr dort unten am Tisch, der so viel ißt und so wenig spricht?“ „Das ist mein Mann“, antwortete Frau Geoffrin, „er hat ein schönes Herz, wenn es auch kein schöner Geist ist.“ —

Sie hatte allerdings Verstand für Zwei und ließ seinen Mangel nicht empfinden, doch bewegte sie sich erst nach seinem Tode ganz frei in der vornehmen Welt der schönen Geister von Paris. Sie verheirathete ihre einzige Tochter mit einem armen Adeligen, dem sie eine sorgenfreie Existenz verschaffte und durch ihn in die höhern Gesellschaftskreise gelangte.

Mit achtundvierzig Jahren wurde Frau Geoffrin Wittwe und brachte es durch weise Sparsamkeit und praktische Geschäftskenntniß dahin, daß ihr Vermögen sich mit jedem Jahre vermehrte und sie sich immer öfter die „Seligkeit des Gebens" verschaffen konnte.

Die Wohlthätigkeit der Frau Geoffrin war so liebenswürdig und wirklich wohlthuend, weil sie immer einer Eingebung des Herzens, einer Aufwallung des Augenblicks gehorchte. Sie gab so gern auch da, wo nicht die eigentliche Noth herrschte, wo sie Freude machen oder irgend einen Wunsch erfüllen konnte. Die Bettler erhielten weniger von ihr, als die verschämten Armen, die nicht zu bitten wagten.

Der Sonntag war ihr glücklichster Tag; sie brachte denselben damit zu, kleine Säckchen mit Geld zu füllen und mit den Namen der Empfänger zu bezeichnen. Außerdem zahlte sie regelmäßige kleine Pensionen an Wittwen, Waisen, Kranke und Verlassene.

Auch suchte sie arme Schriftsteller und Künstler zu unterstützen. Der berühmte d'Alembert und der berühmte Morellet erhielten ein Jahrgehalt von ihr. Als die Marquise du Deffant ihr Gesellschaftsfräulein, die bezaubernde Julie de l'Espinasse verstieß, fand sie reichliche Unterstützung bei Frau Geoffrin.

Die Art und Weise, wie sie ihre Gaben austheilte, erhöhte noch den Werth derselben; sie war ordentlich dankbar, wenn man Etwas von ihr annahm. Sie verlangte nach Wohlthätigkeit, wie nach einem Vergnügen.

Selbst wenn ihr mit Undank gelohnt wurde, ließ sie nicht ab vom Wohlthun. „Geben und Vergeben" war ihr Wahlspruch,

Dankbarkeit zu erfahren war ihr natürlich ein süßes Gefühl, aber sie liebte keine Danksagungen, die sie stets unbequem fand. Auch wünschte sie, daß man von ihren Wohlthaten nicht reden, sie nicht loben möchte. Sie sagte scherzend: „Ich ziehe wahrlich die schweigenden Undankbaren, den plaudernden Dankbaren vor. Erstere sorgen dafür, daß meine gute Handlung verborgen bleibt und mir allein Freude macht; Letztere rühmen mich laut und ziehen sich Neider und mir Tadler herbei, die wohl gar behaupten, ich hätte meine Gaben besser anwenden können, und, was das Schlimmste ist, man läßt mir keine Ruhe, man gewöhnt sich, meine Wohlthätigkeit fortwährend in Anspruch zu nehmen, weil sie so oft gerühmt wurde — nein, ich halte es wahrlich mit der schweigsamen Undankbarkeit."

Noch unangenehmer waren ihr Gegengeschenke und da die Empfänger ihrer Gaben dies wußten, so unterließen sie es, solche zu machen. Aber sie konnte es nicht vermeiden, daß die Souveräne ihrer Bekanntschaft sie beschenkten, namentlich sendete ihr die Kaiserin von Rußland einst einen prächtigen Pelz und Joseph I. ein Perlenhalsband. Sie sagte, sie wäre wie der Hahn in Lafontaine's Fabeln, der ein Gerstenkorn der echten Perle vorzieht; sie legte die schönen Sachen bei Seite, weil sie nicht für sie passend seien.

Die Cirkel, welche sie um sich versammelte, bestanden aus allen berühmten und vornehmen Leuten der Welt. Es kam Niemand von Bedeutung nach Paris, der es nicht versuchte, bei ihr eingeladen zu werden. Sie hat den höchsten Rang in der Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts eingenommen. Alle Dichter und Philosophen, an denen Frankreich damals so reich

war, erschienen in ihrem Salon und bewarben sich um ihre Freundschaft. Alle Memoiren jener Zeit sprechen mit der größten Anerkennung von ihr und ihrem Einfluß auf die Geselligkeit. Einmal in der Woche gab sie ein Mittagessen, wo sie nur Schriftsteller und Künstler einlud. Die berühmte Schauspielerin Clairon war immer dort. Zum Dessert erschienen nach der nachahmungswürdigen französischen Sitte auch noch andere Gäste, die nicht eingeladen waren, und verbrachten den Abend mit geistreichen Unterhaltungen. An den Montagen versammelte sich ebenfalls eine ungeladene Gesellschaft bei ihr. Ihr Salon galt mit Recht für die Pflanzstätte aller Berühmtheiten.

Frau Geoffrin war eigentlich die Nachfolgerin der Frau von Tencin gewesen, in deren Salon sie die Schule der feinen Conversation durchgemacht hatte, aber sie stand durch ihre Herzensgüte und ihre weibliche Würde viel höher, als diese geistvolle Courtisane, die aus dem Kloster in die Welt stürzte, um so zu sagen die Mutter der Encyclopädisten zu werden und d'Alembert zur Welt zu bringen. Deshalb galt auch der Salon der Geoffrin für viel achtungswerther und ausgezeichneter, obwohl sie nicht so vornehm war, als die Tencin und die Marquise du Deffant, die ebenfalls einen berühmten Salon hielt.

Frau Geoffrin besaß ein ganz besonderes Talent für die Unterhaltung im Salon; sie verstand die große Kunst, gut zuzuhören und die Menschen zum Sprechen anzuregen. Sie sorgte stets dafür, daß ein gemäßigter Ton aufrecht erhalten wurde; lautes Lachen und lautes Sprechen, oder gar leidenschaftliches Streiten dämpfte sie sogleich, aber eine heitere leb-

hafte Unterhaltung liebte sie sehr und munterte sie durch hübsche Schlagworte auf.

Ihre Freunde haben sie veranlaßt, einige Regeln über die Kunst der Unterhalung aufzuschreiben, sie hat ein kleines Meisterwerk dafür geliefert, von dem wir später einige Auszüge mittheilen wollen. Einmal besuchte sie ein sehr schweigsamer Gelehrter, und man fürchtete einen langweiligen Abend, aber sie wußte ihn so geschickt auf sein Lieblingsthema zu bringen, daß er sehr viel sprach. Als er Abschied nahm, sagte sie ihm verbindlich, wie gut sie sich unterhalten habe. „Ach", erwiderte er, „ich war nur das Instrument, auf dem Sie so gut zu spielen wußten."

Sie hatte ihr Haus durch die größte Sauberkeit, Ordnung, Zierlichkeit und Bequemlichkeit angenehm zu machen gewußt; sie gefiel sich darin, ihren Gästen unerwartete Genüsse zu bieten und dachte immer nur an die Annehmlichkeiten, die sie gewähren wollte, niemals an diejenigen, die sie für sich selbst erwartete, wie dies bei den Einladungen der engherzigen Jetztwelt immer geschieht.

Ihre Einrichtung war vom besten Geschmack, aber doch einfach wie ihr ganzes Wesen. Auch ihre äußere Erscheinung war einfach; sie vermied allen Putz, der eine alte Frau immer lächerlich macht, aber sie zog sich doch sorgfältig an. Meistens trug sie schöne silbergraue Stoffe und schwarze Schleierhauben, wie sie die Frau von Maintenon in so wohlkleidender Form eingeführt hatte.

Als Frau Geoffrin sechzig Jahre alt war, begann noch eine romantische Episode ihres Lebens.

Ein junger, schöner, polnischer Fürst, Stanislaus Poniatowski, erschien in ihrem Salon und eroberte ihr freundliches, altes Herz durch sein gewinnendes Wesen und sein stürmisches Schicksal. Als er noch nicht zwanzig Jahr alt war, machte er schon Aufsehen im Reichstage zu Warschau durch seine seltene Rednergabe und seine schöne Gestalt.

Als er nach Paris kam, stürzte er sich in die Genüsse des Lebens, ohne die Mittel dazu zu haben. Er gerieth bald in Geldverlegenheit, und es ist höchst wahrscheinlich, daß seine alte Freundin, mit ihrer bekannten Vorliebe als Nothhelferin zu erscheinen, sich ihm mehr als einmal hilfreich bewiesen hat. Er war jedenfalls ein sehr dankbarer Schuldner und liebte seine Wohlthäterin aufrichtig; er nannte sie immer „Mütterchen“ und blieb ihr treu bis an sein Lebensende. Sein wechselvolles, romantisches Schicksal gab ihm später Gelegenheit, seinen dankbaren Gefühlen für Frau Geoffrin eine europäische Geltung zu verschaffen.

Er ging von Paris nach Polen zurück und wurde von König August III., der ihm sehr wohlwollte, nach Petersburg gesendet. Dort gewann er sich, wie überall, die Herzen, besonders aber die Gunst der schönen Großfürstin, nachherigen Kaiserin Catharina II. Sie fand Gefallen an der Idee, seine lockige Stirn mit einer Krone zu schmücken, und setzte es durch, daß er am 1. September 1764 zum König von Polen gewählt wurde.

Als Stanislaus II. bestieg er den Thron und schrieb sogleich nach Paris an Frau Geoffrin: „Mütterchen, Ihr Sohn ist König geworden — Sie müssen ihn besuchen.“

Die einfache alte Frau wurde von ihm mit königlichen Ehrenbezeugungen in Warschau empfangen, und ganz Europa besprach ihre Reise, die einem Triumphzuge glich. In allen Hauptstädten mußte sie verweilen und erhielt Einladungen, bei Hofe zu erscheinen. In Wien war die Kaiserin Maria Theresia überaus huldreich — es lag gerade die Absicht vor, mit dem französischen Hofe verwandt zu werden, Marie Antoinette auf den glänzenden Königsthron zu heben, der sich für sie in ein Schaffot verwandeln sollte. Frau Geoffrin sah die reizende Kaisertochter und scherzte mit ihr über diese verhängnißvolle Zukunft, als winke ihr ein ungetrübter Glückshimmel!

In Warschau errichtete Frau Geoffrin ihren Salon ganz in ihrer gewohnten Weise und nahm durchaus nicht von dem Luxus Besitz, den ihr königlicher Liebling ihr darbot. Unter Anderem schenkte er ihr auch sein Bild mit einer Einfassung von Diamanten, sie ließ aber dieselben abnehmen und ihm zurückgeben. Sie trug das Bild mit einer eisernen Einfassung.

Als Frau Geoffrin nach Paris zurückkehrte, mußte sie dem Neide und der Verkleinerungssucht, die zu allen Zeiten ihr Unwesen treiben, Tribut zahlen. Man spottete über ihre Freundschaft mit einem Könige und nannte sie öffentlich die „Geoffriniska", um sie durch die polnische Endung lächerlich zu machen. Aber sie ertrug diese Nadelstiche kleiner Geister mit Langmuth; eine ernstere Sorge beschäftigte sie zudem. Ihr Besuch bei ihrem königlichen Freunde hatte ihr die traurige Ueberzeugung gegeben, daß er unglücklich sei und daß es ihm nicht gelingen werde, seine schwere Aufgabe zu erfüllen: „Es ist eine schreckliche Zumuthung, ein Herrscher in Polen zu sein;

ich wagte kaum, es ihm zu sagen: ach er fühlt es oft schon tief genug! Sein Herz gehört mir unverändert, sein Charakter ist redlich und tugendhaft. Seine Absichten sind die edelsten, seine Pläne sind weise und vortrefflich. Er ist fleißig, er wünscht sehnlichst, sein Volk glücklich zu machen, aber es wird ihm nie gelingen ..." so schrieb sie an ihren Freund und Verehrer d'Alembert.

Wir können uns nicht versagen, auch einen Brief des jungen Königs von Polen hier mitzutheilen: „Mein liebes Mütterchen! Ich sende Ihnen diese Zeilen durch einen sicheren Boten, um Sie zu bitten, dem Fräulein Clairon sagen zu lassen, daß sie ihre Reise nach Warschau aufgeben möchte für dieses Jahr. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr ich es bedauere, auf das Vergnügen verzichten zu müssen, sie zu hören und zu sehen. Folgendes verhindert mich daran: Sobald ich einsah, daß die Wendung der Dinge hier Unruhen befürchten ließen, habe ich gleich daran gedacht, mein Theater aufzulösen. Aber man sagte mir, dies würde zu schnell meine Ansicht der Dinge verrathen und die Gemüther aufregen, ehe es nöthig ist. Ich gab nach, weil ich wußte, daß Fräulein Clairon Lust gezeigt hatte, hierher zu kommen. Nun aber höre ich, daß die Leute, die sich am meisten in meinem Theater amüsiren, mich auch am meisten tadeln, daß ich zu viel Geld dafür ausgebe in der jetzigen Krisis. Freilich wird mir die Ersparniß, welche ich am Theater machen kann, noch keine Armee verschaffen und zudem wird mir die schnelle Auflösung desselben viel Geld kosten; aber ich opfere bereitwillig meine einzige Erholung, um der Stimme des Volkes zu gehorchen und um ihm zu zeigen,

daß ich seine Leiden mitfühle! Mütterchen, ich umarme Sie tausendmal, empfehlen Sie mich dem Fräulein Clairon, und sobald sich hier der Sturm gelegt hat, soll sie herkommen wie die Taube mit dem Oelzweige!"

Der Sturm hörte aber nicht auf! Der arme liebenswürdige Stanislaus mußte die Krone niederlegen! Catharina II., die ihn einst geliebt, haßte ihn später und zwang ihn, die Theilung Polens zu unterzeichnen! Nach ihrem Tode ließ ihn der Kaiser Paul aus seinem Exil nach Petersburg kommen, wo er mit königlichen Ehren, aber in tiefer Einsamkeit, lebte und starb. Seine alte treue Freundin hatte viele Jahre früher das Zeitliche gesegnet.

Sie sah die polnische Dornenkrone noch vom Haupte ihres Lieblings fallen, aber das Ende seines tragischen Schicksals erlebte sie nicht mehr. Welche Tragödien stehen im Buche der Geschichte verzeichnet! Das Leben dieses „letzten Königs von Polen" ist eine der ergreifendsten und rührendsten. Die ganze Poesie des Untergangs eines ritterlichen, aber leidenschaftlichen Volkes ist in diesem schönen, lebhaften, geistvollen Stanislaus Poniatowsky personificirt. Daß sein gutes, warmes Herz von zwei so verschiedenen Empfindungen, wie die Liebe zur schönen, jungen Czarin Catharina und die Freundschaft zu der häßlichen, alten Frau Geoffrin, erfüllt war, wirft ein ganz eigenthümliches Licht auf sein Charakterbild. Am Abend seines Lebens hatte er noch einmal ein lebhaftes Herzens-Interesse für die Herzogin Dorothea von Curland; doch liebte er sie nur mit väterlichen Gefühlen.

Er starb am 12. Februar 1798 und wurde mit könig-

lichen Ehren in der katholischen Kirche zu Petersburg beigesetzt. Er hinterließ keine Kinder. Aber ein Erbe seines Namens, sein Neffe, Fürst Anton Poniatowski, ist durch sein tragisches Schicksal fast ebenso bekannt geworden, wie er selbst. Er war der einstige Waffengefährte Koszinsko's und einer der Helden des polnischen Aufstandes, dann Feldmarschall unter Napoleon, dessen Rückzug er bei Leipzig am 19. Oktober 1813 decken sollte, wobei er mit seinem sich wild bäumenden Pferde in die Elster sprang und ertrank.

W. von Humboldt und die Doctorin Diede.

Am 16. Juli 1846 starb eine einsame alte Frau in einem ärmlichen Hause der Wilhelmshöher Allee zu Cassel; sie war eine fünfundsiebenzigjährige Greisin und fristete ihr Leben mit ihrer Hände Arbeit und zwar mit einer Arbeit, die eigentlich nur für die Jugend paßte. Zarte künstliche Blumen hatten ihre alten zitternden Hände geschaffen. Aus der Werkstätte des einsamen trauernden Alters ging der zierliche Blumenschmuck hervor, den die lachende Jugend in Gesellschaft und auf Bällen trug. Wie manche Thräne, wie mancher Seufzer der Erinnerung mochte die mühsame Arbeit begleitet haben!

Die arme alte Frau, die Blumen und Kränze flocht, um ihr tägliches Brod zu gewinnen, war auch einst ein junges Mädchen, wohl schöner als die Trägerinnen ihrer Arbeiten; sie war auch glücklich gewesen, aber freilich nur sehr kurze Zeit! Sie war eine Pfarrerstochter, anmuthiger und liebenswürdiger, wie jemals eine solche von den Dichtern damaliger Zeit erfunden und gefeiert worden ist. Durch den Vicar of Wakefield, die Louisen-Idyllen von Voß und Bürger's Tochter des Pfarrers von Taubenheim hatten die Pfarrerstöchter einen poetischen Nimbus erhalten,

den auch Goethe bei seiner Friederike von Sesenheim als bezaubernd empfand.

Die arme alte Blumenmacherin hieß, als sie jung war, Charlotte Hildebrand, ihr Vater war ein wohlhabender Pfarrer im Hannoverschen; sie hatte eine sorgfältige Erziehung, eine beinahe gelehrte Bildung empfangen. Mit neunzehn Jahren schwärmte sie für's „Wahre, Gute und Schöne", las philosophische Schriften, dichtete und sehnte sich nach einer idealen Freundschaft. Sie lebte auf dem schönen Stückchen Erde, welches durch das Wesergebirge gebildet wird. Die lieblichen Bergschluchten, die saftgrünen Wiesen, die Eichkämpe und die strohgedeckten Bauernhäuser waren die malerische Staffage ihrer Spaziergänge und Landpartien.

Namentlich führten letztere sie oft nach einem Jagdschlößchen des Landesherrn von Bückeburg, Baum genannt, das einsam wie ein Falke in einer grünen Wildniß thronte. Hier hatte Herder gewohnt als Günstling des Feldherrn und Philosophen Wilhelm von Schaumburg-Lippe, und als Freund seiner liebenswürdigen Gemalin, eines Fürstenpaares, das der alte Mendelssohn verehrt und geschildert hat in seinen Schriften. Ein Grabmal erhob sich über den vereinigten Särgen des durch eine glückliche Ehe und anbetende Liebe verbundenen Paares; es bildete einen Wallfahrtsort für alle schwärmenden Gemüther damaliger Zeit.

Auch die holde Pfarrerstochter nährte dort ihre jugendliche Phantasie mit Träumen von einer idealischen Ehe und ahnte nicht, daß sie sich nie erfüllen sollten. Die Erinnerung an das Jagdschlößchen Baum bei Bückeburg war eines der freund-

lichsten Bilder ihres einsamen Alters! Aber auch die anderen schönen Punkte des Wesergebirges sah das junge Mädchen in Begleitung ihrer wohlhabenden Eltern, die, der damals schon verbreiteten Sitte gemäß, alljährlich einen Badeort besuchten. Das nahe Rehburg mit seinen unvergleichlichen Tannenwäldern und Wiesenmatten, das liebliche Eilsen, das in dem tiefen Thalkessel mit seinen rothen Dächern wie eine Schale frischer Aepfel in grünen Blättern sich ausnahm, und zuletzt auch das stolze Modebad von damals, Pyrmont, lernte Charlotte Hildebrand kennen.

In dem Lindendom der Pyrmonter Allee saß sie einst mit ihrem Vater auf einer Bank nahe an der kühlenden Fontaine, da setzte sich ein Jüngling zu ihnen. Er hatte einen schlechten Rock, aber gute Manieren; er war häßlich, aber er sah geistvoll aus. Man wurde damals leichter bekannt in den Bädern, man war nicht so mißtrauisch wie jetzt gegeneinander, und binnen wenigen Minuten hatte das schöne junge Mädchen ihren Nachbar zu einem eingehenden philosophischen Gespräch begeistert. Sie lauschte auf seine Worte, als kämen sie aus einer bessern, bisher nur geahnten Welt, und er freute sich des lieblichen Ohrs, des holden Mundes, die so verständnißreich hören und so anregend reden konnten.

Der Pfarrherr, ebenfalls von dem Jüngling bezaubert, den er für einen Göttinger Studenten hielt, lud ihn herablassend zum Mittagsessen ein, und man ging gemeinschaftlich in den Speisesaal. Dort enthüllte es sich denn, daß der feurige Redner allerdings ein Student aus Göttingen, aber ein sehr vornehmer, Wilhelm von Humboldt aus Berlin, war.

Es ist bekannt, daß er damals und auch später ein sehr unscheinbares Aeußere besaß; im besten Frack sah er noch aus wie ein Schneiderlein, grau, klein und dünn, wie mußte er sich erst in dem schlechten Reiseanzuge ausnehmen! Aber die junge Freundin erkannte doch die innere Schönheit und sprach noch nach einem halben Jahrhundert von „der klaren Ruhe seines Wesens und von der wohlthätigen Wirkung seiner Unterhaltung, von dem tiefen, nie erloschenen Eindruck, von den geheiligten Empfindungen", die er in ihr hinterlassen hatte.

Drei glückliche Tage eines freien, unbeschäftigten Badelebens, in dem man stets die dreidoppelte Stundenzahl anderer Tage besitzt, flossen dem jungen Mädchen im ununterbrochenen Verkehr mit Wilhelm von Humboldt dahin. Er schrieb ihr nach damaligem Gebrauch eine pathetisch-zärtliche Sentenz in ihr Stammbuch und reiste ab, ohne ein Wort von Liebe geredet zu haben, obwohl sein ganzes Herz durchglüht schien von dem seelischen Liebreiz der Pfarrerstochter. Sie selbst fühlte sich unendlich bereichert im Innern und pflegte noch mehr als sonst eine schwärmerische ernste Stimmung in sich; sie war zu bescheiden, zu echt weiblich demüthig, um irgend eine Hoffnung auf eine nähere Verbindung mit dem vornehmen, geistig bedeutenden Jüngling zu hegen, in dem ihr liebevoller Scharfblick schon den einst berühmten Mann erkannte. Sie verschloß „die vorübergegangene schöne Erscheinung in das Allerheiligste ihres Innern und sprach nie darüber, sicherte sie so vor Entweihung durch fremde Berührung", so schrieb sie ihm einst.

Diese Begegnung fand am 16. Juli 1788 statt. Humboldt hatte die Absicht ausgesprochen, im Herbst das Pfarrhaus

zu besuchen. Er kam aber nicht, sondern blieb länger als er wollte bei Jakobi in Pempelfort, dem damaligen Sammelplatz großer Geister. Wie mag das junge Mädchen sehnsüchtig geharrt und in dem kleinen Garten, wo Rosen und Gemüse durcheinander wuchsen, nach dem Seelenfreund ausgeschaut haben! Sie beschreibt einmal gelegentlich ihr Vaterhaus und seine hübsche idyllische Lage im Grünen; ein Bächlein rauschte an der Gartenhecke vorüber und ein schwankender Steg führte in einen Wiesengrund von Gebüsch umgeben. Dorthin lenkte das junge Mädchen am liebsten die Schritte, wenn es allein sein und träumen wollte. Die Herbstnebel wallten wie Schleier im Mondenschein und zauberten Ossian'sche Bilder vor die Augen der holden Schwärmerin. Sie las ihr Stammbuchblättchen im stillen Kämmerlein wehmüthig durch:

„Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Pyrmont, 1788. Wilhelm von Humboldt."

Aber die „mitempfindende Seele" blieb aus! Statt dessen kam ein Doctor Diede und warb dringend um die hübsche, wohlhabende Pfarrerstochter. Sie hätte ihm gern einen Korb gegeben, aber ihre Eltern fanden an ihm nichts auszusetzen und verlangten streng ihr Jawort. Es gehörte in früheren Zeiten gewissermaßen zum Anstand, die Töchter recht früh zu verheirathen, und jede rechtschaffene Mutter hielt es für eine häusliche Schmach, wenn sie dieselben lange bei sich behalten mußte. Wie mancher Mädchentraum ist und wird von einem unwillkommenen Freier zerstört!

Als Frau Doctorin Diede zog die kaum zwanzigjährige Charlotte in Cassel ein; sie erzählte dies Ereigniß mit den melancholischen Worten: „Ich wurde verheirathet im Frühling 1789, lebte nur fünf Jahre in dieser kinderlosen Ehe und ging keine zweite ein.“

Nur drei Jahre später verheirathete sich auch Wilhelm von Humboldt mit einer reichen Erbin, Fräulein von Dachröden, die als geistreiche Schönheit, obwohl sie etwas verwachsen war, viele Männer bezauberte, unter Anderen auch den Baron von Burgsdorf, den Baron von Senfft-Pilsach u. A. m. Jedoch lebte sie in einer durchaus glücklichen und harmonischen Ehe mit Humboldt, dem sie zwei Söhne und drei Töchter schenkte. Er sprach stets mit der höchsten Achtung und Liebe von ihr; sein Zeugniß scheint uns ausreichend, um die Verläumdungen zu widerlegen, die bald laut, bald leise sich gegen sie erhoben haben.

Die Ehe der Doctorin Diede wurde nach fünfjähriger Dauer geschieden; sie war ohne Neigung in diese Ehe eingetreten und glaubte sich deshalb berechtigt, dieselbe aufzulösen, ein moralischer Irrthum, den sie schwer büßen sollte!

Der jungen Frau war die Fessel der Ehe besonders drückend erschienen, weil sie eine romantische Neigung empfand für einen hessischen Edelmann; sie hoffte, er würde sie durch eine eheliche Verbindung für das Opfer ihres Rufes und für das öffentliche Aergerniß, welches ihre Ehescheidung gab, entschädigen, aber sie hatte sich in ihm getäuscht. Er war eine rohe Natur, er verlachte ihre sentimentale Liebe und heirathete später seine Haushälterin.

Durch ihre Scheidung war die Doctorin Diede um die

sichere Stellung als Frau gekommen, und in den Kriegsjahren unter Napoleon's Joch verlor sie auch ihr ganzes Vermögen. Sie lebte einige Zeit in Braunschweig, wo der mildherzige Herzog ihr einen Ersatz für ihre Verluste versprach, allein er konnte seine gute Absicht nicht ausführen, er fiel bei Waterloo. Ohne alle Hilfsmittel, nicht mehr jung, kränklich und verlassen, war die Doctorin Diede der Verzweiflung nahe und sah kein einziges Hilfsmittel vor Augen.

Da fand sie in den Zeitungen den Namen Wilhelm von Humboldt lobend erwähnt, der als Bevollmächtigter des Königs von Preußen beim Congreß in Wien thätig war. Die theure Erinnerung an die drei glücklichen Tage in Pyrmont gab ihr den Muth, sich in ihrer großen Noth an den jetzt berühmten, mächtigen Mann zu wenden. Sie begann unter Herzklopfen und Thränen folgenden Brief: „Nicht an Eure Excellenz, nicht an den königlich preußischen Minister — nein, an den unvergessenen, unvergeßlichen Jugendfreund schreibe ich, dessen Bild ich eine lange Reihe von Jahren verehrend im Gemüth bewahrt habe, der nie wieder von dem jungen Mädchen hörte, das ihm einst begegnete, mit dem er drei fröhliche Jugendtage verlebte in jenen schönen Gefühlen, die uns noch spät in der Erinnerung beseligen und erheben. Der Name, auf den die Welt jetzt mit so großen Erwartungen blickt, der Platz, auf den Sie so früh durch geistige Begabung gestellt sind, machte es mir nicht schwer von Ihnen oft zu hören und Sie mit meinen Gedanken zu begleiten.... Ich habe das liebe Blättchen unter den kleinen Heiligthümern der Jugend sorgfältig vor allen andern bewahrt, als das einzige Pfand und Siegel der reinsten und zugleich der einzigen Lebens-

freude, die mir das Schicksal zugewogen. Dies Blättchen, das ich mir zurückerbitte, wird Eurer Excellenz eine Bekanntschaft zurückrufen, welche die großen Bilder und Ereignisse Ihres Lebens längst verwischt und ausgelöscht haben werden. Im weiblichen Gemüth sind solche Eindrücke tiefer und unwandelbar, um so mehr, wenn es (welche Bedenklichkeit könnte mich zurückhalten, Ihnen nach sechsundzwanzig Jahren diesen Beweis von Verehrung zu geben?) die ersten ungekannten Regungen erster erwachender Liebe waren, so geistiger Art, wie sie wohl bei der edlern Jugend immer sind. Für die weibliche Jugend und die Entwickelung des Charakters aber ist es von höchster Wichtigkeit, für welchen Gegenstand die ersten Gefühle erwachen. Die Gefühle wandelt die Zeit. Das tief in's Gemüth gesenkte theure Bild aber erbleicht nie. An dies geliebte Bild, das höher und immer höher erschien, lehnte sich fortan mein Ideal von Männerwerth und Hoheit. Hier ruhte ich aus, wenn ich unter dem schweren Leben am Erliegen war, hier richtete sich mein Muth auf, wenn mein Glaube an die Menschheit schwankte! Glauben Sie mir, ewig geliebter Freund (Sie verzeihen dem Herzen diese Benennung), ich bin gereift unter großen Schmerzen, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht."

So hatte denn dies arme Herz doch noch das Liebesgefühl sich klar eingestanden, welches sie damals in dem schönen Pyrmont beseligte, und welches sie ein Vierteljahrhundert verschwiegen hatte.

Auf diesen mit dem Herzen geschriebenen Brief antwortete der preußische Minister noch am selben Tage, da er ihn erhielt.

Er war tief gerührt und ergriffen von dieser Jugenderinnerung; vielleicht mochte auch ein leises Bedauern durch seine Seele ziehen, daß so liebliche Rosen der Liebe, ungekannt und ungeahnt von ihm, einsam hinwelkten. Zugleich fühlte er auch wohl die Verpflichtung, einem unglücklichen Wesen, das auf ihn vertraute wie auf die Vorsehung, wirklich ein Erretter zu werden. Er schrieb ihr voll der herzlichsten Theilnahme und dem edelsten Zartgefühl; er überredete sie, auf einige Zeit sich ganz seiner Fürsorge zu überlassen, und zwang sie geradezu eine Geldsumme von ihm anzunehmen, um erst alle Nahrungssorgen von ihr zu entfernen. Ihr Stolz bequemte sich jedoch nur so lange dazu, als ihre Kränklichkeit anhielt; sie ging auf Humboldt's ausdrücklichen Wunsch nach Göttingen, weil sie dort noch von den Jugenderinnerungen zehren konnte, die der geliebte Freund dort hegte. Sie folgte dem Rath desselben, sich zu schonen, als sie sich aber wieder wohl fühlte, zog sie nach Cassel zurück und begann ihre mühsame Blumenarbeit. Nur auf dringendes Bitten Humboldt's entschloß sie sich eine kleine Pension von ihm anzunehmen, die als regelmäßiger Zuschuß eine große Erleichterung ihres Broderwerbs darbot.

Aber eine andere Gabe des Freundes gewährte ihr wahres Lebensbrod, unvergängliche Seelenspeise, die Briefe, die er ununterbrochen mehr als zwanzig lange Jahre ihr schrieb; sie sind Eigenthum der gebildeten Welt geworden und ein Trostbuch für alle Vereinsamten darin. Wer kennt nicht Humboldt's Briefe an eine Freundin? Mit dem edelsten Zartgefühl und einer rührend liebenswürdigen Ritterlichkeit schrieb der alte Mann an seine einsame alte Freundin und gab ihr Trost, ja mehr als

das, er gab ihr auch Freude, denn er regte sie zu geistiger Thätigkeit an, indem er Alles mit ihr besprach, was in den Kreis seines eigenen Dichtens und Trachtens kam.

Der verneinende Geist der Zeit hat den edlen Briefsteller oft lächerlich zu machen gesucht, wegen dieser innigen Hingabe an eine arme alte Frau. Der Beweggrund dazu läßt sich einfach erklären, wenn man bedenkt, „daß nichts den Menschen so innig an einen andern fesselt, als das Bewußtsein ihn bis ins innerste Herz zu beglücken.“ Dies Bewußtsein konnte Humboldt im vollsten Maße seiner alten Freundin gegenüber haben; der geistige Zusammenhang mit ihr bildete den einzigen Lichtpunkt ihres sonst so dunklen Lebens.

Zweimal machte er ihr auch die Freude, ihn von Angesicht wiederzusehen; die beiden alten Herzen genossen wehmüthig die verblichenen Erinnerungen ihrer Jugend zusammen und die briefliche Verbindung wurde nur noch inniger nach diesem mündlichen Verkehr. Niemand hatte geahnt, daß der berühmte Humboldt die einsame kümmerliche Behausung der armen, vergessenen, einst vielfach getadelten Doctorin Diede aufgesucht hatte, selbst die wenigen nähern Bekannten, die sie noch in Cassel besaß, erfuhren nichts davon. Ebenso verborgen hielt sie das ihr so heilige Briefgeheimniß; erst nach Humboldt's Tode enthüllte sie es, weil sie es für Pflicht hielt, den reichen Geistesschatz nicht eigennützig für sich allein zu behalten, sondern ihn der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Sie ging mit Eifer an die Herausgabe von Humboldt's Briefen, nachdem sie dieselben beinah zu ängstlich von jeder möglichen Indiscretion im Urtheilen über Andere gesichtet hatte. Eine damals junge

literarische Celebrität, Therese von Bacharacht, geborene von Struve, war ihr bei dieser Arbeit behülflich und erhielt von ihr dieselbe als eine Art Schenkung für früher ihr gewährte Unterstützungen.

Diese liebliche Therese war eine frische Rose in dem verdorrten Lebenskranze der Freundin Humboldt's; sie war eine Pathin von Therese Huber, mit der ihr Vater als russischer Gesandter in Stuttgart sehr befreundet gewesen war. Durch den nahen Verkehr mit dieser Schriftstellerin wurde Therese gleichsam für die Literatur prädestinirt; sie lernte die Doctorin Diede als Lehrerin kennen und enthusiasmirte sich für die geistvolle Dulderin, die in ihrer Freude über die jugendliche Verehrerin eine sehr schmeichelhafte Beschreibung über dieselbe an ihren Freund Humboldt sandte. Leider führte der spätere allzu romantische Lebenswandel der reizenden Therese Zerwürfnisse mit der streng moralisirenden Doctorin Diede herbei und veranlaßte auch nachtheilige Einwirkungen auf die Herausgabe der Briefe Humboldt's, namentlich ist darin wohl die Ursache zu suchen, daß dieselbe so wenig Eigenes aus der Feder der Empfängerin enthält. Die geschickte Hand Theresens würde gewiß darin bessere Auswahl getroffen haben; es ist sehr zu bedauern, daß die geistreichen Aussprüche, die oft an Rahel erinnerten, der Lesewelt verloren gegangen sind.

Die Doctorin Diede überlebte ihren Freund länger als zehn Jahre und hatte noch den Trost, daß der edle Alexander von Humboldt die Pension weiterzuzahlen übernahm, welche sein Bruder ihr als Unterstützung gegeben hatte.

Prinz Georg von Preußen und Frau von Treskow.

Im Sande der Mark Brandenburg liegt eine grüne Oase von den Wellen der Oder erfrischt; anmuthige Hügel von Tannen gekrönt, saftige Wiesen und Gärten voll Obstbäume wechseln mit goldenen Kornfeldern ab. Wenn die weißen Segelschiffchen wie Schwäne über das silberhelle Wasser gleiten und ein blauer Sonnentag die Luft verklärt, zeigt sich ein so liebliches Landschaftsbild als hätte Claude Lorrain es auf die Leinwand gezaubert. Man kann solch ein Stückchen Erde lieb gewinnen wie ein gutes Menschenantlitz, in dessen sinnigem Ausdruck man eine ganze Lebensgeschichte zu lesen vermeint.

Auf dem Goldgrunde, den die Abendsonne in der Ebene bildet, zeichnen sich die ehrwürdigen Thürme und Häuser der alten Stadt Frankfurt an der Oder ab, die wie eine steinerne Reliquie auf dem grünen Sammet dieser Oase der Mark Brandenburg liegt. Sie ist reich an historischen Erinnerungen, von denen manche bis zu den Kämpfen der Slaven und Germanen hinaufreichen; die Tempelherren hausten dort, ihre Burg steht noch unversehrt in der Junkerstraße, Kaiser Karl's IV. Feldlager breitete sich

einst in der „Karthause“ dicht vor den Thoren der Stadt aus, der „falsche Waldemar“ und die ächten Hohenzollern haben dort manch kriegerisches Würfelspiel unternommen. Die neuste Erinnerung ist die Schlacht bei Kunersdorf, die ihre Todten bis mitten in die Stadt warf. Der Frühlingsdichter Kleist sank hier für Friedrich sterbend nieder, sein Grab ist eine Zierde der lebhaftesten Straße. Deutscher Lorbeer und italienische Pappeln beschatten sein Denkmal.

Die Oder, welche die Gegend erfrischt und durch ihre zierlichen Windungen schmückt, hat zuweilen wilde Launen, wälzt sich über die Dämme und richtet furchtbare Verheerungen an. Bei einer ihrer bösen Ueberschwemmungen im Jahre 1785 verlor der Herzog Leopold von Braunschweig das Leben, als er in einem schwankenden Nachen Rettungsversuche unternahm. Aus einem verwitterten bemoosten Gemäuer zwischen allegorischen Figuren im Zopfstyl, schaut sein Brustbild von weißem Marmor wie ein unsterblicher Gedanke hervor. Das Denkmal gibt Zeugniß von dem Ungeschmack der damaligen Zeit doch ist es rührend in seiner Naivetät und Warmherzigkeit. Der todte Herzog war offenbar der Liebling der Stadt Frankfurt gewesen. Auch in der alten wunderschönen Oberkirche hängt sein Bild, und alljährlich wird noch jetzt die Schuljugend in festlichem Aufzuge am Jahrestage seines Todes, den 27. April, nach seinem alten Denkmal am Ufer der Oder spazieren geführt. Der Herzog Leopold war ein Lieblingsneffe Friedrichs des Großen und scheint eine liebenswürdige poetische Persönlichkeit gewesen zu sein. Die Verse auf Kleist's Grabstein sollen von ihm herrühren. Er wohnte in dem sogenannten Fürstenhause

nah der Brückthorstraße, von dessen Balkon man die herrlichste Fernsicht über die Wasserwüste der Oderüberschwemmungen hatte. Davon verlockt, eilte er in den Tod. Merkwürdig ist es, daß von seinen Begleitern Niemand umgekommen ist.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts herrschte in Frankfurt a. d. Oder ein reges geistiges Leben; eine gute Tagereise von Berlin entfernt, geberdete es sich gern wie eine Nachbarstadt der Residenz, was es erst seit der Eisenbahn wirklich geworden ist. Zwischen den alten kunstreichen Bauwerken entstanden moderne Wohnhäuser im Kasernenstyl und sogar die „Linden" wurden nachgeahmt, nur waren sie urwüchsiger und kräftiger als in Berlin. Aber nicht nur äußerlich, auch innerlich modelte sich Frankfurt nach der Residenz. Die Salons hatten ebenso wohlklingende Namen aufzuweisen als dort; freilich gelang es demungeachtet dem armen Heinrich von Kleist nicht, in seiner Heimathsstadt Anerkennung zu finden. Erst als er sich 1811 erschossen hatte, nannte man ihn neben seinem Namensvetter, dem Frühlingsdichter. Seine Schwester hatte eine Mädchen-Erziehungsanstalt begründet, wo die Erinnerung an seinen tragischen Tod und an seine romantischen Dichtungen, namentlich sein liebliches Käthchen von Heilbronn, auf die jungen Herzen oft mehr wirkte als die guten Lehren der Erzieherinnen.

Die eigentliche Pflege der Frankfurter Salons übten die sogenannten „Spitzen der Behörden" aus, deren Gemalinnen damals eine besonders schöngeistige Richtung angenommen hatten. Der Präsident des Appellgerichtes, ein Freiherr von der Recke, hielt in dem stattlichen Gebäude des jetzigen General-kommando's einen förmlichen Hof, wo die goldenen Früchte des

Genusses in den silbernen Schalen der Etikette servirt wurden. Seine Diners waren berühmt und auch ein wenig berüchtigt, denn in Abwesenheit seiner schönen, stolzen Gemalin erlaubte er sich schlüpfrige Anekdoten zu erzählen, wie in den Briefen des Regierungsdirektors Keßler[1]) nachzulesen ist.

Der Präsident der Regierung, ein Herr von Wißmann, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, die Gelehrten in seinem Salon zu versammeln im Gegensatz zu den Lebemännern des obenerwähnten. Seine Gemalin war ebenfalls sehr schön, aber in ganz anderer Art als Frau von der Recke, sie wurde einer bezauberten weißen Rose verglichen — Ernst Schulze hatte damals eben durch seine Dichtung diesen neuen Typus für weibliche Anmuth geschaffen und die ganze Welt schwärmte dafür. Frau von Wißmann wurde auch „die deutsche Recamier" genannt, nicht allein wegen der Aehnlichkeit mit ihrer Schönheit, sondern mehr noch wegen einer Art Uebereinstimmung mit ihrem Schicksal. Es waren sehr romantische Geschichten darüber im Umlauf, die dazu beitrugen das allgemeine Interesse für die schöne Frau zu erhöhen. Obwohl man sagte, daß ihr Gemal nur eine väterliche Zuneigung für sie hegte, gränzte seine Verehrung doch an Abgötterei. Er hatte sogar in eine Lösung seiner Ehe gewilligt, weil es seinem Idol gefallen hatte die Huldigung eines andern Anbeters der seinigen vorzuziehen. Damit aber auch das tragische Element in diesem Lebensroman nicht fehlte, stürzte der junge Kavallerie-Offizier mit dem Pferde vor dem Fenster seiner Angebeteten und brach den Hals, angeb-

[1]) Keßlers Biographie. Leipzig. Brockhaus 1853. Seite 272.

lich ihr das Herz, wenigstens kränkelte sie von da an und starb in noch jugendlichem Alter. Herr von Wißmann wurde sehr alt und galt stets als der Repräsentant der Intelligenz in Frankfurt a. d. Oder. Ich habe ihn noch dort gekannt und sein reizendes Landhaus nah bei der obenerwähnten historischen Karthause besucht. Der Weihrauch der Erinnerung wehte fühlbar in den großen stillen Räumen, Bilder und verwelkte Kränze schmückten die Wände. Der Cultus des Ewig-Weiblichen hatte hier seine Altäre, denn der Hausherr, von Alter und Krankheit verklärt, wie eine Seele ohne Leib anzuschauen, huldigte ihm bis zum letzten Athemzuge. Unter den schönen Frauenköpfen, die auf ihn herablächelten, fesselte einer ganz besonders meine Aufmerksamkeit, weil Geist und Gemüth mit den deutlichsten Zeichen aus einem jungen reizvollen Antlitz sprachen.

„Das war die Generalin von Zielinski", sagte der alte Herr und heftete einen langen wehmüthigen Blick auf das Bild.

„Das war, — ist sie gestorben, diese frische Schönheit?"

„Nein, aber verheirathet, jetzt heißt sie Frau von Treskow und wohnt in Berlin."

Ich forschte weiter und erfuhr die inhaltsreiche wenn auch einfache Geschichte eines Frauenlebens.

In einem alten düstern aber stattlichen Hause der Oderstraße, wohnte Frau Wagner, die Wittwe eines reichen Weinhändlers, eine originelle, humoristische Dame, die zu den Honoratioren der Stadt gezählt wurde. Doch genügte dies ihrem Ehrgeize nicht und als einst ein General von Zielinski, eine der militärischen „Spitzen der Behörden", die in kleinen Städten wie halbe Monarchen gefeiert werden,

Wohlgefallen an ihrem erblühenden Töchterchen fand, beredete sie dasselbe den alten Mann zu heirathen und die Schaar der jugendlichen Verehrer von sich zu weisen.

Die junge schöne Generalin fühlte sich jedoch durchaus nicht unglücklich, streng wie die Dame von Savern gegen Huldigungen erotischer Art, ließ sie sich doch gern als vornehme Dame feiern. Eine reizende Villa am Ufer der Oder, nahe bei dem Denkmal des Herzogs von Braunschweig, richtete sie sich als Tusculum ein und verbrachte hinter dem vergoldeten Gitter ihres Balkons das glückliche Traumleben der ersten Jugend.

Schon damals ging ihr nachheriger Gemal, Herr von Treskow, in stiller Bewunderung vor dem bezaubernden lebenden Bilde vorüber, daß sie unbewußt darstellte. Einmal begleitete er eine Dame, deren Schöngeisterei mit ihrer Bildung nicht gleichen Schritt gehalten hatte, sie sagte: das ist doch die schönste Wohnung der Stadt, ich bin ganz verliebt in dem Hause."

„Ja, auch ich bin ganz verliebt in dem Hause", seufzte er, den Beugefall in seinem Fall richtiger anwendend als die Dame, die jedoch aus dieser Aeußerung Stoff zu einer Klatschgeschichte zog und die Aufmerksamkeit der bösen Welt auf die Neigung des Lieutenant von Treskow für die Generalin von Zielinski lenkte.

Als letztere kurze Zeit nach ihrer Verheirathung, Wittwe wurde, schien sie jedoch nicht geneigt die wieder gewonnene Freiheit sobald wieder aufzugeben, sondern folgte einer Einladung Rahels von Varnhagen nach Berlin zu kommen. Dort brachte ihr Rosen-Antlitz im Trauerflor eine vollständige Bezauberung hervor. Rahel selbst liebte die Schönheit wie eine Wohlthat

und bewunderte sie völlig neidlos; in ihrem Salon wurde die junge Generalswittwe als Idol verehrt, von ihr selbst wie eine Tochter geliebt. Die berühmten Männer, die damals bei Rahel verkehrten, Heine, Karl Schall, Chamisso, Fouqué und vor Allen der Fürst Pückler-Muskau huldigten der schönen Frau und entdeckten bald, daß ihr Geist ihre Schönheit noch überstralte. Aber auch ihr Herz war nicht aus geringerem Stoffe, es zog sie mit Allgewalt zurück nach Frankfurt, wo ihre alte Mutter weilte, eine traute Häuslichkeit und vielleicht auch ein anderes schönes Erdenglück ihr winkte. Ein Brief vom Fürsten Pückler und von Rahel gibt so anmuthigen Aufschluß über ihre Persönlichkeit daß beide hier folgen mögen:

Aus Pücklers Briefen an Bettina.

14. April 1832. — Du bist eine ziemlich gewöhnliche Adamstochter darin, daß Du nicht gut schweigen kannst. Um aber gegen Einen ganz aufrichtig zu sein, muß man es gegen alle Andern nicht sein. Hast du nicht auch mit dem Stern von Krähwinkel, mit der kleinen Giskinska oder Lichinska (Pr. Georg hat dabei geschrieben: Zilinsky-Treskow sie war 32 Jahr alt damals) wieder über mich geschwatzt? Ich habe diese kleine Frau gern, und möchte sie wol einmal verliebt sehen (wenn es gehörig bequem wäre). Hat sie wohl auch Geist? Beurtheile das einmal und nimm den Maaßstab davon (als leichtes Exempel) an dem, was sie über mich sagt. Spricht sie nur zum hundertsten Theil so schön über mich wie du über Goethe, so will ich es mit Vergnügen anhören. Höre du also so viel als möglich Andere über mich, und theile es mir mit, laß dich aber selbst so wenig wie möglich über mich aus, höchstens nur

eben um durch Widerspruch zu reizen. Wundere dich nicht über diesen trivialen Appetit, ich brauche grade jetzt dergleichen, während Hohes und Schönes, wie deine Briefe so viel enthalten, mich jetzt nicht genugsam durchdringt. Dennoch ist die Basis deiner Neigung zu mir so etwas Magnetisches, daß sie mir Respekt einflößt." So ungalant und egoistisch schrieb Pückler an die berühmteste Frau Deutschlands!

Wie reizend und sinnreich schreibt dagegen Rahel:

Sonntag d. 25. Sept. 1831 (bei einer idealischen Mondnacht, die ordentliche nahrhaftes Wetter in sich hat, aber leider gewiß uns wieder starken Regen bringt). „Liebe Tochter! wie gönne ich Ihnen Ihr Zuhause! das Sie mir so reizend beschreiben, wie Sie es nach Ihrer Rückkehr gefunden haben. Ihre Muße, Stille, Aufgeräumtheit der Zimmer, Möglichkeit zum Fleiß — den weiten Horizont Ihrer Fenster, die Lichter in der Ferne, die Umrisse der Bäume, den hellen Himmel und sein Wolkenspiel, die frische Luft, den Geruch, die Farben der Landschaft, das Schwanken der Zweige und Gewächse, des Windes Töne, das Wasser, den Garten, alles, alles. Es ist eine Erholung, wenn ich Sie mir in diesem Asyl denke, — schönes Lokal und ungestandene Liebe, unsre uneigennützige Freundschaft nicht zu vergessen! — Pückler ist von Ihrem Anblick so vergnügt gewesen als wenn ein sechsundzwanzigjähriger Mensch zum ersten Mal eine Rose gesehen und bis dahin alle andern Blumen geliebt hätte." —

Die ungestandene Liebe kam indessen doch endlich zum Aussprechen und die Generals-Wittwe entschloß sich eine Lieutenantsfrau zu werden. Die ehrgeizige Mutter erzürnte

sich darob mit ihr und verweigerte jede Unterstützung aus ihren reichen Geldmitteln, die Wittwenpension fiel durch die Wiederverheirathung fort, ebenso eine Leibrente, welche die Familie ihres ersten Mannes gezahlt hatte. Die gesetzlich vorgeschriebene Caution bei einer Offiziersehe konnte nicht geleistet werden, Herr von Treskow sah sich daher genöthigt seinen Abschied zu nehmen oder die Heirath aufzugeben. Er entschloß sich zu ersterem und das liebende Paar sah sich darauf angewiesen die „Hütte" für sein Glück anderweitig zu bauen. In Frankfurt ging dies nicht an, die Erinnerung an die frühern glänzenden Verhältnisse wären allzu störend gewesen, deshalb wurde Berlin zum Aufenthaltsort gewählt. Indessen belohnte man dort geistige Arbeit sehr karg und andere verstanden die jungen Eheleute nicht zu machen. Es ging ihnen anfangs traurig genug, doch besiegten sie durch Fleiß und Wissen bald die tägliche Noth. Die Kenntniß fremder Sprachen war damals noch nicht so allgemein verbreitet wie jetzt, Herr von Treskow erlangte dadurch eine Anstellung im Ministerium des Auswärtigen und erwarb auch durch belletristische Uebersetzungen manche Zubuße zur jährlichen Ausgabe. Sein lebhafter Geist warf sich auch auf das noch wenig bebaute Feld der finanziellen Spekulationen, es gelang ihm nach verhältnißmäßig kurzer Zeit ein anständiges Vermögen zusammenzubringen. Sein häusliches Glück ward durch die Geburt zweier Kinder vermehrt; das älteste starb im zarten Alter, das jüngste, eine Tochter, Ada genannt, blühte hoffnungsvoll heran. Die Mannigfaltigkeit ihrer Talente verursachte anfangs ein Schwanken über die Wahl der Ausbildung derselben. In Musik und Malerei war sie reichbegabt, doch

siegte schließlich die Poesie über alle andern Künste und unter dem Namen Günther von Freiberg trat Ada von Treskow mit Erfolg in die Autorwelt. Ihre frühzeitige Geistesreife gab ihr die Stelle einer Freundin neben ihrer liebenswürdigen Mutter und es war schwer zu sagen, welche der beiden Damen die begabteste sei. Wie einst in Paris die Marquise de Sevigné und ihre Tochter berühmt waren als geistreich und liebenswürdig, so hatten Frau und Fräulein von Treskow in Berlin sich Geltung gewonnen. Die Erblichkeit des geistigen Vermögens hatte sich in erfreulicher Weise bei ihnen bewährt. Der Kreis der sich um sie bildete, trug den Stempel des Ungewöhnlichen, obwol er keineswegs exclusiv war, denn die gesellschaftliche Rangordnung galt darin nicht sondern nur die Aristokratie des Geistes. Neben dem damals schon siebenzigjährigen, aber noch jugendfrischen Fürsten Pückler gehörten Schirmer, Hildebrand, Leopold von Ranke, Ludwig Rellstab, Julius Schell, Ludwig Robert, Bernhard von Lepel u. A. zu den nächsten Freunden des Hauses und nicht nur in dem eigenen Salon, sondern auch in dem von Fräulein Solmar, Bettina und Frau von Olfers übte die Familie von Treskow in ihrem Dreiblatt von Vater, Mutter und Tochter ihren anregenden Einfluß aus. „L'élite d'élite" schaarte sich um sie, wie der allezeit gern französirende Fürst Pückler sagte. Ada von Treskow wußte besonders durch ihr mimisches Talent die Gesellschaft aufs Angenehmste zu unterhalten. Sie verstand es die Rachel und die Ristori in ihren Glanzrollen zu kopiren, die fremden Sprachen hatte sie dabei völlig in ihrer Gewalt und erntete jedesmal einen ebenso rauschenden Applaus im Salon wie die berühmten Tragödinnen auf der Bühne.

Einmal wurde sie in einer besonders glänzenden Privatgesellschaft aufgefordert die Juditta, eine Hauptrolle der Ristori, zu sprechen, sie brach mitten darin ab, sich mit mangelndem Gedächtniß entschuldigend, da trat ein hochgewachsener Ulanen-Offizier hervor und sagte die fehlenden Verse auswendig aber leise her, indem er sich erbot als Souffleur zu wirken. Erstaunt hörte sie ihm zu und war nicht wenig überrascht, als der gelehrte Ulan sich ihr durch seinen Adjutanten vorstellen ließ: „Prinz Georg von Preußen" wurde er genannt. Sein dunkles Auge und seine hohe Stirn ließen schon den Dichter in ihm ahnen, aber er galt damals nur für einen Musik-Enthusiasten und war ein Virtuose auf dem Clavier wie der geniale Prinz Louis Ferdinand, sein naher Verwandter, dem er auch im Aeußern glich. Er bat dann mit der Höflichkeit, die den preußischen Prinzen eigen ist, die Tochter möge ihn ihrer Mutter vorstellen.

Frau von Treskow erwiderte die verbindliche Anrede des hohen Herrn mit ihrer eigenthümlichen Freimüthigkeit und reizenden Lebhaftigkeit, die wie Sonnenstralen die trübe Atmosphäre gesellschaftlicher Gemeinplätze durchleuchteten und der Unterhaltung gleich mit dem ersten Wort eine anregende Wendung gaben. Auf die Frage, ob sie musikalisch sei, antwortete sie lächelnd:

„Nein, ich bin von jedem Talent verschont geblieben."

In einem Berliner Salon, wo fast alle Anwesende mit ihren Leistungen glänzen wollen, war diese Anschauungsweise, das Talent wie ein Unheil zu betrachten, allerdings vollkommen begreiflich. Der Prinz Georg fand sie sehr humoristisch und fühlte sich der liebenswürdigen Frau gegenüber gleich auf einen

heitern Ton gestimmt, der nie wieder verklingen und ein ernstes Freundschaftsband anknüpfen sollte.

Schon am andern Morgen und dann fast alle Tage hielt die Hof-Equipage mit gallonirtem Jäger vor dem bescheidenen Gartenhäuschen in der Louisenstraße, welches Frau von Treskow sich wie eine Oase in der steinernen Wüste von Berlin, mit ihrem Geschmack für Ländlichkeit, eingerichtet hatte. Nebenan wohnte ihr alter Freund, Leopold von Ranke, der vom Gymnasiallehrer in Frankfurt a. d. Oder sich zum berühmtesten Historiker Deutschlands emporgearbeitet hatte. Der Prinz Georg fühlte sich rasch heimisch in dem Kreise der Familie von Treskow; er erzählte selbst später, daß ihn dort Luft aus einer bessern Welt angeweht habe. Seine geistigen Bestrebungen wurden dort zum ersten Mal auf ein bestimmtes Ziel hingeleitet und seine gemüthlichen Anforderungen vollkommen befriedigt. Er lernte dort die heitere Kunst und das ernste Leben in idealer Gestalt kennen.

Namentlich aber regte in der befreiten und beglückten Stimmung dieses Hauses die Poesie ihre Schwingen, die Lust des Dichtens und Trachtens entflammte die Geistesfunken zu heller Glut.

Ada von Treskow hatte damals so eben ihre erste Sammlung von hochpoetischen Novellen drucken lassen und Fürst Pückler schrieb mit Bleistift entzückte Randbemerkungen dazu. Kritik und Kunstregeln wurden eifrig besprochen, Prinz Georg hörte gedankenvoll zu — und gab nach einigen Abenden voll lebhafter Erörterungen über Literatur ein Drama an Frau von Treskow. Nachdem sie es gelesen, sagte sie zu ihm:

„Gnädigster Herr, das kann keine Erstlingsarbeit sein, Sie haben schon mehr geschrieben.“ Das Geständniß, daß er schon lange heimlich dichte, erregte die Theilnahme seiner Freundin im höchsten Grade, doch versuchte sie niemals ihn mit Rathschlägen zu behelligen, sie achtete die freie Entfaltung der Individualität des Genius viel zu hoch um in den Fehler der meisten literarischen Rathgeber zu verfallen durch guten Willens-Ungeschick den Autor zu beirren. Sie blieb jahrelang die schweigende Mitwisserin des Dichtergeheimnisses, das jedoch natürlicherweise dem Freundschaftsbündniß zwischen ihr und dem Prinzen Georg eine besondere Weihe gab.

Er sträubte sich lange Zeit gegen das Hervortreten mit seinen Produktionen, erst durch wiederholtes Zureden der Genossen des Treskow'schen Kreises entschloß er sich Phädra dem ihm schon befreundeten Dichter, Baron Putlitz, mitzutheilen. Durch denselben wurde die Tragödie auf die Bühne gebracht und die Bahn für die übrigen dramatischen Werke des Prinzen gebrochen. Eine novellistische Arbeit „Vergelbte Blätter“, eine Porträtskizze aus dem Rahel-Kreise frühster Periode, die er nur durch Frau von Treskow von Hörensagen kannte, ist erst kürzlich (Berlin bei Hertz) erschienen und bewies seine Begabung für dieses Genre in überraschender Weise.

Den ersten Impuls zum Selbstproduziren hatte der Prinz durch die persönliche Bekanntschaft mit Rachel Felix empfangen. Mit staunender, begeisternder Bewunderung war er ihren Leistungen gefolgt, sie erschien ihm wie die Verkörperung der tragischen Muse. Seine Vorliebe für antike Stoffe ist namentlich ihrem Einfluße zuzuschreiben. Er sah sie zuletzt in Ems,

wo sie von ihrem Todesleiden schon ergriffen, ihm noch die schönsten Stellen aus ihren Rollen vorzutragen liebte und dadurch einen nachhaltigen Eindruck auf seine ohnehin leicht erregbare Phantasie gemacht hat.

Frau von Treskow und ihre Tochter theilten seine Bewunderung für die große Tragödin, wie sie auch für alle seine andern Sympathien immer ein reges Verständniß hatten. Das gegenseitige Vertrauen wuchs noch durch die Beziehungen, die der Prinz zwischen seinen hohen Verwandten und Herrn von Treskow vermittelte, indem er ihn zum Vorleser bei dem Prinzen Friedrich und dem Prinzen Alexander vorschlug. Die heiteren und geistreichen Abende, die sich auf diese Weise bald im prinzlichen Palais bald im Salon der Familie Treskow aneinander reihten wurden indessen durch die Reisetage des Sommers für längere Zeit unterbrochen, Treskows waren namentlich sehr reiselustig und scheuten keine Entfernung, sie betrachteten Constantinopel und Paris nur wie die Ziele eines Spazierganges, von dem sie für die Winterabende bunte Stoffe zum Besprechen und Bearbeiten heimbrachten.

Auf einer Reise nach Italien stellte sich jedoch endlich ganz unverhofft eine Schicksalswendung ein, die Verlobung der Tochter, die von den Eltern abgöttisch geliebt wurde. Sie lernte den königlich Sardinischen Justizbeamten Signor Pinelli kennen und gab nach längerer Werbung seinen Bitten Gehör. Kaum hatte sie aber den schweren Entschluß gefaßt ihre Eltern zu verlassen, als ihrem Vater die drohende Trennung von seinem einzigen Kinde durch einen raschen, schmerzlosen Tod erspart wurde.

Herr von Treskow starb auf der Reise und wurde an einem seiner Lieblingsplätzchen in der Schweiz begraben.

In tiefster Betrübniß kehrten die Seinigen nach Berlin zurück; daß Ada's Myrthe von Cypressen verdunkelt wurde, that dem Mutterherzen der Frau von Treskow innigst leid, sie beschloß sich nicht von der Tochter zu trennen, sondern ihr nach der neuen Heimath zu folgen und ging daran mit fester Hand, die traute Häuslichkeit in Berlin aufzulösen. Trauernd sah Prinz Georg ihr zu, er ahnte wie verwaist Herz und Geist durch die Trennung von der langjährigen Freundin sein würden. Seine Equipage hielt stundenlang vor ihrem Hause, er half sogar oft mit eigener Hand die Bilder und liebgewordenen Hausgeräthe in die Kisten und Kasten verpacken, die wie Särge einer schönen Vergangenheit da standen und geizte mit jeder Stunde, die er noch in dem Treskowschen Hause zubringen konnte.

Um diese Zeit war ich als Wittwe von Frankfurt a. d. Oder nach Berlin gezogen; gemeinsame Erinnerungen an erstere Stadt und gleiche Trauer führten mich mit Frau von Treskow zusammen. Ich hatte den Prinzen Georg bei ihr kennen und werthschätzen gelernt, ich sagte einst in einem Anflug von Humor, sie solle mich zur Erbin des Reichthums, den sie in Berlin hinterlasse, ernennen. Wehmüthig lächelnd gab sie mir dies Versprechen und hat es gehalten, durch ihre freundliche Fürsprache bin ich so glücklich geworden, daß der Prinz Georg mir zuweilen sein Ohr leiht und meine bescheidene Klause, die von den gütigen Berlinern „Salon" genannt wird, mit seiner Gegenwart beehrt.

Frau von Treskow lebt seit beinah sieben Jahren in Ita-

lien, wo ihre Tochter glücklich verheirathet ist. In Florenz und in Rom, mitten in der höchsten Naturschönheit, gedenkt sie aber immer noch der kleinen Landschaft ihrer Jugendzeit, der grünen Ufer von Frankfurt a. d. Oder, die im Beginn dieses Aufsatzes geschildert worden ist. Prinz Georg steht noch im lebhaftesten Briefwechsel mit Frau von Treskow, erst kürzlich hat sie ihm das Bild ihres Enkelsohns — ein Raphaelisches Engelsköpfchen — zugesendet. Der Prinz fährt zuweilen langsam durch die Straße, wo seine Freundin zuletzt gewohnt hat und gedenkt der Vergangenheit mit sinnendem Auge.

In dem reizenden Roman Fiamma hat Günther von Freiberg ein treues Spiegelbild des schönen Freundschaftsverhältnisses, welches den Prinzen Georg mit Frau von Treskow verband, der Lesewelt gegeben und eine Ergänzung dieses Aufsatzes dort zu suchen, dürfte rathsam sein.

L. F. Huber und Therese Forster.

Es war eine Zeit der deutschen Geistesblüthe, als in Göttingen am 7. Mai 1764 im Hause des berühmten Philologen Heyne ein Töchterchen geboren wurde; es erhielt den Namen Therese und wuchs unter den Dichtern des Hainbundes auf. Der feurige Balladensänger Bürger, der ideale Hölty, der idyllische Voß, der formgewandte Göcking, der verständige Boje und die beiden genialen Grafen Stolberg hatten nebst noch einigen andern mehr oder weniger bekannten Männern auf dem Hainberge bei Göttigen einen Dichterbund geschlossen und gaben als Ausdruck desselben den ersten deutschen Musen-Almanach heraus.

Göttingen's Geistesblüthe lockte alle strebsamen Jünglinge Deutschlands an, die beiden Humboldt's weilten dort und die nahe Schwesterstadt Jena stand im lebhaften Verkehr mit Göttingen.

Ein junges Mädchen wie Therese Heyne mußte von dem allgemeinen Aufschwung mit fortgerissen werden; die gelehrten Gespräche im Hause des Vaters ersetzten ihr den Unterricht. Sie galt für ungewöhnlich gebildet, obwohl sie eigentlich nichts gründlich gelernt hatte. Als junge Gelehrte gefeiert,

erregte sie auch bald den Tadel der Unwissenden, wie das gewöhnlich ist.

Aus der anfangs enthusiastischen Freundschaft zwischen Voß und ihrem Vater war eine bittere literarische Feindschaft entstanden, von der die Literaturhistoriker viel erzählt haben, aber Ernestine Boje, die Braut des Ersteren, war doch das Vorbild von Heyne's Tochter geworden. Die Verlobungen mit berühmten Männern gehörten zu den Mädchenträumen damaliger Zeit. Ernestine Boje stand im lebhaften Briefwechsel mit Voß, weil sie wegen Armurh jahrelang im Brautstand verharren mußten. Therese Heyne, obwohl bedeutend jünger als Ernestine Voß, konnte sich nichts Schöneres denken, als auch jahrelang Liebesbriefe zu schreiben. Ihr Wunsch sollte bald erfüllt werden.

Unter den zahlreichen Gelehrten, die nach Göttingen kamen, um die Bibliothek zu benutzen und das rege Geistesleben zu genießen, war Georg Forster, der in dem benachbarten Kassel eine Anstellung als Lehrer der Naturwissenschaften inne hatte. Er war der Sohn des Weltumseglers Johann Reinhold Forster und hatte denselben auf seinen berühmten Fahrten begleitet. Obwohl auffallend häßlich, durch Blatternarben und scorbutische Leiden, Folgen seiner Seereisen, entstellt, besaß er die Gabe, den Frauen zu gefallen. Als er nach sehr kurzer Bekanntschaft um Therese Heyne warb, gab sie ihm augenblicklich ihr Jawort.

Der bräutliche Briefwechsel ließ sich zu längerer Dauer an denn der Landgraf von Hessen gab dem berühmten Reisenden nur ein sehr geringes Gehalt, das er als guter

Sohn noch mit seinem Vater theilen mußte. Derselbe wurde Schulden halber in Kingsbench in London festgesetzt, während sein Reisegefährte Cook durch die englische Regierung Reichthümer erhalten hatte für die Resultate der Forschungen, bei denen Forster das meiste Verdienst zugeschrieben werden mußte.

Die zwanzigjährige Therese muß sehr hübsche Briefe geschrieben haben, denn ihr Verlobter theilt ihr einmal mit, daß er auf einer Reise nach Wien einen derselben einer Gräfin Thun vorgelesen habe und als Anerkennung den Auftrag erhalten hätte, „seiner Braut zehn Küsse von der Gräfin zu geben." Eine naive Art der Bewunderung von Seiten der vornehmen Dame.

Endlich nach mehr als vier Jahren konnte die Heirath zwischen Forster und Therese geschlossen werden; eine Liebe zu einem andern Manne war in der langen Trennungszeit bei der Braut entstanden, wurde aber überwunden, als der Verlobte sie ihr verzieh. Forster hatte eine Anstellung als Bibliothekar in Wilna erhalten und sein Vater bedurfte seiner Unterstützung nicht mehr, da er eine Professur in Halberstadt annahm, wo er 1798 starb.

Theresens Ehe war keine glückliche; die Sorge um ein anständiges Auskommen hatte gleich in den ersten Tagen sich mit dem jungen Paare zu Tisch gesetzt. Forster hatte noch Schulden in Kassel, die er in Wilna abtragen mußte und Therese, obwohl eine deutsche, bescheidene, sparsame Hausfrau, verstand es nicht, eine feste Hand auf die Börse ihres Haushalts zu legen, sie ließ sich immer wieder zu sogenannten Anstandsausgaben hinreißen, gab den Collegen ihres Mannes kleine Feste, schaffte hübsche Möbel an und hatte außerdem noch zu kämpfen mit der Acht-

losigkeit, die ihr Mann für Geldsachen hegte. Auch war es in Wilna sehr viel theurer, als in dem kleinen deutschen Stück Erde, wo Therese früher gelebt hatte.

Außer diesen steten Kämpfen um die tägliche Existenz litt Forster selbst auch noch unter dem Druck der Uncultur und Unfreiheit der russisch-polnischen Zustände in Wilna. Es war die letzte Zeit der machtlosen Regierung des unglücklichen liebenswürdigen Königs Stanislaus Poniatowsky und seiner Streitigkeiten mit der einst von ihm geliebten Kaiserin Catharina II., als Forster in Wilna lebte und durch diese Zustände in seinem Drange nach Freiheit und Weltverbesserung bestärkte, der ihm dann später in so tragischer Weise das Glück und das Leben raubte.

Forster gab übrigens seiner Therese das Zeugniß, daß sie ihn im Anfang ihrer Ehe wirklich geliebt und beglückt hätte; er schrieb von Wilna aus an Lichtenberg. „Hätte ich nicht eine Frau, die mir Alles ersetzt, was ich entbehren muß, ich könnte es hier nicht aushalten.“ Auch später sprach er stets mit Liebe und Verehrung von Theresen, obwohl er sie in die größte Noth und Verlassenheit stürzte.

Nach vielen vergeblichen Bemühungen und allerlei trügerischen Hoffnungen, zu denen namentlich die Aussicht auf eine neue Weltumsegelung auf Befehl und Kosten der Kaiserin Catharina gehörte, kam Forster endlich als Bibliothekar nach Mainz, wo sich anfangs seine Häuslichkeit angenehmer und sorgenfreier gestaltete. Doch dauerte es nicht lange, sein unruhiger, unzufriedener Sinn wurde sehr bald von der Gährung der Reformation ergriffen, die in Frankreich wetterleuchtete und nach Deutschland hinüber ihre Zündstoffe trug. Niemals würde

sie zu so großer Ausschweifung und Ausdehnung gelangt sein, wenn nicht so viele thörichte Deutsche von ihr verblendet worden wären. Durch sie wurden die Wege des Lieblingssohnes der der Revolution, ihrer mächtigsten Ausgeburt nächst der Guillotine, Napoleons Bonaparte, in das Herz von Deutschland angebahnt. Sogar Frauen ließen sich von dem Freiheitsschwindel bethören, Caroline Böhm-Schlegel-Schelling wie wir sie nach ihren drei Ehemännern nennen müssen, kann als abschreckendes Beispiel aufgezählt werden. Sie theilte Forsters Ansichten und trieb ihn zu tollen Entschlüssen.

Forsters Exaltation ging so weit, daß er Frau und Kinder verließ, um nach Paris zu eilen und dort als Deputirter von Mainz eine Rolle zu spielen. Er hatte jedoch keinen Erfolg als Politiker und gerieth ins äußerste Elend. Krankheit und Geldmangel lähmten seinen feurigen Geist, er schrieb die kläglichsten Briefe an Therese und starb am 11. Januar 1794. Nur einige mitleidige Deutsche standen an seinem Sarge, darunter auch der nachmals berühmt gewordene Justinus Kerner, der als junger Arzt eine Zeitlang in Paris lebte.

Forster hatte Therese und ihre vier Kinder ganz hülflos in Deutschland zurückgelassen, nur einem seiner Freunde hatte er sie empfohlen, dem Legationsrath Huber. Dieser beredete sie, nach der Schweiz mit ihm zu gehen, wo sie wohlfeiler und sicherer als in Mainz leben konnte. Er verlor seine Anstellung zu derselben Zeit und suchte durch literarische Arbeiten die Frau und Kinder seines Freundes zu ernähren. Wie sehr Forster dies seltsame Verhältniß billigte, geht aus mehreren seiner Briefe hervor, worin er zu Huber immer von „unserer“ Therese redet

und von Dankbarkeit für Beide überfließt. Forster liebte seine Kinder innig und schließt jeden Brief mit einem rührenden Gruß an seine „Herzblättchens.“ Er gab seiner Frau und ihrem Freunde stets die genauesten Nachrichten über sich und ertheilte ihnen liebevolle Rathschläge, ja er wünschte nichts sehnlicher, als sie besuchen zu können. Es herrschte zu Ende des vorigen Jahrhunderts bereits eine sehr laxe Ansicht über die Löslichkeit der Ehe, die sich in der Neuzeit erst geändert hat.

In der Biographie Forsters erzählt Therese, daß sie Huber erst nach dem Tode des Ersteren geheirathet habe, aber aus dem Briefwechsel geht ihr freundschaftliches Verhältniß mit Huber schon viel früheren Datums hervor. Sie schrieb ihre ersten Romane unter seinem Namen und half ihm bei allen seinen literarischen Arbeiten. Man sagte, daß sie eigentlich mehr Talent als er besessen habe, obwohl ihr Bildungsgrad geringer war, als man nach ihrem gelehrten Rufe in Göttingen anzunehmen berechtigt war. In ihrer Biographie klagt sie sich selbst an, die deutsche Grammatik und Orthographie nicht gekannt zu haben. Ihr Mann und nachher ihre Kinder mußten stets ihre Schriften durchcorrigiren.

Huber ging 1798 nach Stuttgart und wurde von dem damals schon sehr thätigen Buchhändler Cotta als Redakteur der „Allgemeinen Zeitung“ angestellt. Seine juristischen Kenntnisse veranlaßten dann seine Ernennung zum Landesgerichts-Director in Ulm. Hier schien nun endlich für Therese ein wirklich sorgenfreies und ehrenvolles Leben zu beginnen, aber der Fluch des Irdischen, die kurze Dauer des Glücks, verfolgte sie auch hier, Huber starb schon 1804. Therese hatte ein wahrhaft

ungetrübtes Liebesglück an seiner Seite genossen, die gemeinsame Geistesarbeit war für dies Paar die innigste Vereinigung. Durch Hubert's Tod stand Therese wieder hülflos unter einer Last voll Sorgen, aber ihre Energie verließ sie nie, sie wendete sich an Cotta, der einst ihrem Manne eine so lohnende Redakteurstelle gegeben hatte, und erhielt von ihm die Redaktion des „Morgenblattes" in Stuttgart. Es war dies in damaliger Zeit das einflußreichste Blatt; unter der Hand einer Frau gedeiht die belletristische Literatur überhaupt gewiß immer am besten, wogegen die politische den Männern überlassen bleiben sollte. Unsere jetzigen Leser, die einige Dutzend Unterhaltungsblätter wöchentlich erhalten, können sich kaum noch einen richtigen Begriff machen von der Wichtigkeit und Geltung, die das „Morgenblatt" besaß. Es war tonangebend, entscheidend durch sein Urtheil; es galt für ein literarisches Pantheon. Nur berühmte Namen, nur wirkliche Talente, wenn sie auch noch nicht berühmt waren, fanden Aufnahme in seinen Spalten. Wer im „Morgenblatt" stand, hatte gewissermaßen einen Sieg errungen! Dazu kam, daß es auch goldenen Lohn gewährte — eine Novelle, die es annahm, konnte einem bescheidenen Schriftsteller eine Jahresrente abwerfen. Alle unsere literarischen Notabilitäten, die das Schwabenalter überschritten haben, sind durch das „Morgenblatt" zum Ruhme geführt worden, Freiligrath, Schücking, Dingelstedt, Ida von Düringsfeld, Fanny Lewald u. s. w. Von den früheren Berühmtheiten hier nicht zu reden. Als Romanschriftstellerin war Therese Huber im ersten Viertel dieses Jahrhunderts sehr beliebt, ihr letzter Roman, die „Ehescheuen" dürfte noch heute den Beifall der Mädchenwelt erringen. Sie

stand auf der literarischen Ruhmesleiter ungefähr in gleicher Höhe mit Caroline Pichler und Johanna Schopenhauer, die auch ihre Zeitgenossinnen waren. Diese guten alten Frauen konnten wahrlich besser erzählen, als die meisten jungen bösen Damen der Jetztzeit. Der Geist und das publicistische Talent Theresens gingen auf ihren Sohn Victor Amadeus Huber über, dessen reichhaltiges Leben kürzlich durch die vortreffliche biographische Arbeit von Rudolph Elvers (Bremen, 1873 bei F. Ed. Müller) der Gegenwart ins Gedächtniß gerufen ist. —

König Philipp V. von Spanien und Prinzessin des Ursins.

Die gestürzte Vendomesäule zu Paris hat die Erinnerung an einen älteren Kriegsruhm als den des Kaisers Napoleon I. wieder aufgefrischt. Einer der berühmten Feldherren Frankreichs war der Herzog von Vendome, der im spanischen Erbfolgekrieg den Enkel Ludwig des XIV., Philipp von Anjou, auf dem spanischen Thron befestigte. Die Schlacht von Villavicioza am 10. December 1710 war ein glänzender Sieg über die Oesterreicher unter Stahrembergs Befehl, den der Herzog von Vendome gewann und damit den Frieden in Spanien sicherte. Zur Belobnung erhielt der Feldherr den Titel königl. Hoheit und große Dotationen. Wunderbarerweise erhielt eine Frau fast gleichzeitig mit ihm dieselben Ehren und wurde von allen Historikern jener Zeit als weiblicher Kriegsminister bezeichnet. Es war die Gönnerin und Freundin des Herzogs von Vendome, und von ihr läßt sich eigentlich mehr erzählen als von ihm, denn außer seinem Feldherrntalent besaß er nichts als sittenlose Grundsätze und die zweifelhafte Ehre, ein Enkel Heinrichs IV. und der schönen Gabriele d'Estrée zu sein. Die Dame aber, welche wir eben erwähnten, war die Prin=

zessin des Ursins, die in Spanien eine ähnliche Wichtigkeit erlangte, wie Frau von Maintenon in Frankreich. Sie hieß eigentlich Herzogin von Bracciano, hatte aber ihren Herzogstitel an einen Adoptivsohn ihres verstorbenen Mannes verkauft und nannte sich deshalb Prinzessin des Ursins, wozu eine Besitzung desselben ihr das Recht gab; sie hat diesen Namen in den Annalen der hohen Politik berühmt gemacht und einem kurzen Abriß ihres Lebens wird die gebildete Lesewelt gewiß gern Gehör geben.

Sie war die Tochter des Herzogs von Noirmoustier und der Julie von Aubri und wurde 1642 geboren, also in der Zwischenzeit der geistlichen Regierung Frankreichs durch Richelieu und Mazarin. In erster Ehe war sie mit dem Urahnherrn eines berühmten Diplomaten der Neuzeit verheirathet, mit Adrien, Blaise de Talleyrand. Während der Duellwuth, die zur Zeit des zweiten Fronde-Kriegs herrschte, mußte derselbe aus Frankreich entfliehen, weil er wegen eines Duells zum Tode verurtheilt war. Er ging mit seiner jungen Frau nach Rom und starb bald darauf. Als junge Wittwe in der Fremde erregte sie das Interesse aller Franzosen, die sich damals in großer Anzahl in Rom aufhielten. Man drängte sich herbei, um ihr Theilnahme zu beweisen, und fand keinen besseren Trost für ihre Wittwentrauer, als sie baldigst wieder zu verheirathen. Nach französischer Sitte besprach man sich ganz öffentlich darüber und wählte einen jungen vornehmen Römer, den Herzog von Bracciano zu ihrem Gemal aus. Ihre äußere Erscheinung schildert der bekannte Historiker der Höfe, Saint-Simon, wie folgt: „Sie war eher groß als klein, ihre blauen Augen ver-

mochten jeden Ausdruck anzunehmen, sie war gut gewachsen, hatte einen schönen Hals und ein nicht gerade hübsches, aber doch sehr reizendes Gesicht. Ihr Anstand war edel, ja beinah majestätisch, ihre Bewegungen, Mienen und Worte waren voll natürlicher Anmuth; sie konnte schmeicheln, ja sogar zärtlich sein, wenn sie Jemandem gefallen wollte, es war fast unmöglich ihr zu widerstehen. Ihr Stolz beleidigte nie, obgleich sie ihn oft zeigte; ihre Art zu unterhalten war köstlich, unerschöpflich in Heiterkeit und guten Einfällen, ebenso unterrichtet wie erfahren, denn sie hatte viele Reisen gemacht und ausgezeichnete Leute kennen gelernt. Sie besaß ein merkwürdiges Beobachtungstalent und organisirte die feinsten Pläne; aber die Feinheit ihres Geistes ließ sie Niemanden merken, kurz, sie war eine geborene Intrigantin und hatte den glühenden Wunsch zu herrschen. Innerlich hochmüthig und herzlos, waren ihr die Mittel gleichgültig, die sie zur Erreichung ihres Zweckes führen konnten. Meisterhaft war sie in der Kunst zu überreden, sie schien dabei voll Ehrlichkeit und Ueberzeugung. Die Richtigkeit ihrer Beweisführung und die Wärme ihres Wortes mußte immer alles überwältigen. Nie verlor sie die Selbstbeherrschung, nie wurde sie heftig oder sagte sie ein unpassendes Wort. Der einzige Punkt, worin ihre Klugheit sie verließ, war die Toilette, die sie nicht ihrem Alter gemäß zu tragen verstand; bei ihrer Rüstigkeit hielt sie sich stets für jünger als sie war."

Zur Zeit ihrer zweiten Heirath stand sie jedoch noch in der Blüthe ihrer Reize und war erst zweiunddreißig Jahre alt. Der Kreis ihrer Bewunderer bestand aus den höchsten Würdenträgern Roms, sie hielt einen fömlichen Hofstaat in ihrem Hause

und maßte sich an, den Fremden die Honneurs zu machen, als sei sie die wirkliche Gesandtin Frankreichs in Rom. Sie war später sogar so dreist, dies gerade auszusprechen und sich vom französischen Hofe eine bestimmte Summe zu fordern, um ihre Repräsentationskosten zu ersetzen. Der Aufwand, den sie machte, überstieg allerdings die glänzenden Einkünfte ihres Gemals und in Folge dessen traten häufig Zwistigkeiten zwischen ihm und ihr ein. Eine zeitweilige Trennung war Beiden nicht unwillkommen; die kluge Frau machte mehrere Male eine Reise in ihre französische Heimat, wo sie sich am Hofe zu Versailles einflußreiche Freundschaften zu erwerben suchte, namentlich knüpfte sie eine solche mit der Herzogin von Noailles an und strebte eifrig nach der Gunst von Frau v. Maintenon, welche damals eben das herrschende Gestirn Frankreichs geworden war.

Die Prinzessin des Ursins, wie wir sie hier gleich zur Erleichterung des Verständnisses nennen wollen, besaß ein bewundernswerthes Talent, Briefe zu schreiben; sie gab darin der berühmten Frau von Sevigné nichts nach, die übrigens noch ihre Zeitgenossin gewesen war; sie wußte, daß sie durch einen Briefwechsel am leichtesten Geltung bei Frau von Maintenon gewinnen könnte und schrieb deshalb folgendermaßen an eine gemeinschaftliche Freundin, von der sie wußte, daß sie ihren Brief mittheilen würde: „Wenn es mir gelänge, mit Frau von Maintenon in Correspondenz zu treten, würde ich die Bewunderung und den Neid der ganzen Welt erregen, aber dieselbe schreibt auch in so edler und geistreicher Weise, daß ich glaube, ihre Briefe würden mir noch mehr Freude als Ehre machen."

Ihren Geist noch mehr als ihre Tugend gelobt zu sehen,

schmeichelte der alten Freundin Ludwigs XIV. noch mehr als alles andere, und sie ging wirklich in die künstlich gelegte Schlinge, einen Briefwechsel mit der Prinzessin des Ursins anzuknüpfen. Im Verlaufe desselben — er liegt theilweis vor uns — stoßen wir noch mehrmals auf die feine Art, womit letztere zu schmeicheln verstand. So nennt sie die Neffen des Königs nie anders als vos neveux, Madame; dadurch zeigte sie deutlich, daß sie an die königliche Ehe der Frau von Maintenon glaubte, als sie vielleicht noch nicht vollzogen war.

Von diesen Reisen nach Rom zurückgekehrt, setzte die Prinzessin ihre Bestrebungen fort, mit einflußreichen Menschen in Verbindung zu treten. Der spanische Gesandte Cardinal Portocarero war vornehmlich das Ziel ihrer Wünsche, weil derselbe demnächst bei der voraussichtlichen Vacanz des spanischen Thrones (durch den Tod Karl II.) die wirkungsreichste Hand zur Verschenkung der Krone darbieten konnte. Er war ebenso ehrgeizig wie die Dame, die ihn für ihre Pläne zu gewinnen suchte, und beide verbündeten sich zu einer intriganten Freundschaft. Sie beschlossen, den Enkel Ludwig XIV., Philipp von Anjou, zum König von Spanien zu machen, wofür Portocarero sich die erste Stelle am neuen Hofe und hinreichende Belohnung aus Versailles ausbedang.

Einen Widersächer dieser Pläne fand die Prinzessin in dem französischen Gesandten selbst, dem Cardinal von Bouillon, der sich ihr feindselig in Rom gegenüber stellte und seine ererbte Abneigung gegen die Bourbons ziemlich deutlich aussprach. Er war ein Abkömmling der stolzen Herzoge, die sich selbst Könige dünkten und den Helden der Kreuzzüge zu ihren Ver=

wandten zählten. Seine Mutter stammte eigentlich aus Deutschland, sie war eine Gräfin von der Mark, zu deren Familienbesitzungen einst das Fürstenthum Sedan gehört hatte. Der Cardinal von Bouillon pochte auf sein Erbrecht und verlangte ungestüm Sedan, oder eine angemessene Entschädigung dafür. Er zeigte ziemlich offen, daß er im Nichtgewährungsfalle gewillt sei, die Ansprüche Oesterreichs auf den spanischen Königsthron zu unterstützen. Die kluge Prinzessin manöverirte indessen so geschickt, daß sie ihn von seinem Gesandtschaftsposten verdrängte und einen Prinzen von Monaco dafür gewinnen ließ, der sich gänzlich ihrer Leitung übergab und sogar eine Wohnung in ihrem Hotel bezog, so daß sie nun in Wirklichkeit die diplomatischen Geschäfte Frankreichs in Händen hatte.

Im Jahre 1700 starb Karl II. von Spanien und setzte den Herzog von Anjou zum Thronerben ein; dies vom Versailler Hof ersehnte Ereigniß war der Geschicklichkeit der weiblichen Diplomatinnen zu danken; Frau von Maintenon und die Prinzessin des Ursins hatten es mit Hilfe des Beichtvaters des sterbenden Königs, Portocarero, herbeigeführt. Einige Großwürdenträger Castiliens hatten sich ihnen angeschlossen, namentlich der Graf Montijo, der Herzog von Medina-Sidonia und der Marquis von Villafranca. Ersterer war ein Ahnherr der verwittweten Kaiserin Eugenie.

Als die Prinzessin des Ursins den spanischen Thron für einen französischen Prinzen zu gewinnen suchte, dachte sie natürlich auch an die Befriedigung ihres eigenen Ehrgeizes, und beeilte sich, die höchste Ehrenstelle am Hofe der neuen Königin von Spanien, die der Camerera mayor sich auszubitten. Ein

sehr charakteristischer Brief an die Herzogin von Noailles zeigt es sehr deutlich, zu welchen Ueberredungskünsten sie ihre Zuflucht nahm. Das herzogliche Paar besaß nicht weniger als zweiundzwanzig eheliche Sprößlinge, darunter viele unversorgte Töchter. „Ich werde in Spanien, wenn ich eine so einflußreiche Stelle erhalte, sicherlich auch Gelegenheit haben, wenigstens ein Dutzend ihrer Töchter glänzend zu verheirathen; denn ich werde am spanischen Hofe unzweifelhaft la pluie et le beau temps ausmachen", schrieb sie.

Sie erhielt die Stelle und wurde sehr bald die Tyrannin des Königspaares; indessen scheinen ihre Functionen auch nicht immer die angenehmsten gewesen zu sein, sondern einer Art Sclavendienst ähnlich gesehen zu haben. Sie schrieb darüber folgendermaßen an eine ihrer französischen Freundinnen: „Zu welchem Dienste werde ich verwendet, o mein Gott — ich habe kaum Zeit mit meinem Schreiber zu reden, keinen Augenblick Ruhe gönnt man mir, ich kann nicht essen und nicht schlafen, wann ich will; wenn ich mich eilig zu Tische setze, werde ich abgerufen. Aber wie würde Frau von Maintenon lachen, wenn sie meine übrigen Pflichten kennte. Ich muß dem König von Spanien den Schlafrock abnehmen, wenn er sich niederlegt, und ihm denselben nebst Pantoffeln hinhalten, wenn er aufsteht. Wenn er die Königin besucht, muß ich seinen Degen und noch einige andere intime Gegenstände tragen und ihm mit einer Nachtlampe voranleuchten, die ich regelmäßig über mein Kleid schütte. Neulich ging sie in Folge dessen aus und ich tappte mit dem Könige um die Wette an den finstern Wänden umher. Niemand darf den König wecken als ich, und er würde wahr-

scheinlich gar nicht aufstehen, wenn ich nicht die Bettgardinen öffnete. Er scherzt übrigens oft sehr heiter mit mir, ebenso die Königin, so daß sie mich oft eine halbe Stunde im Schlafgemach festhalten."

So war also die Prinzessin nichts anderes als eine Kammerfrau geworden. Im schreienden Contrast mit diesen niedrigen Diensten standen aber ihre hohen politischen Beschäftigungen. Sie gab ihr Gutachten über die Finanzlage, sowie über die Kriegführung mit mehr Verständniß und Umsichtigkeit ab, als der beste Finanz- oder Kriegsminister es konnte. Es sind darüber Denkschriften von ihr vorhanden, die man bewundern muß. Ludwig XIV., der sich vielfach in die Landesregierung seines Enkels Philipp V. von Spanien mischte, ließ sich öfter durch die Argumente der Prinzessin des Ursins eines bessern überzeugen und befahl, daß man ihren Anordnungen immer folgen solle. Auch zur Bekämpfung der Inquisition trat sie mehrmals mit siegreichem Erfolg auf. Es konnte nicht fehlen, daß es die Männer verdroß, von einer Frau so beherrscht zu werden, und es gelang ihren Feinden, sie in Ungnade zu stürzen. Sie mußte Spanien verlassen, aber sie erlangte nur neue Triumphe dadurch. Sie ging nach Frankreich zurück und wurde am Hofe von Versailles vom Könige so auffallend ausgezeichnet, daß sich das Gerücht verbreiten konnte, sie denke daran, noch einst die Nachfolgerin der Frau von Maintenon zu werden. Beide Damen waren indessen kaum noch in dem Alter, um eine Nebenbuhlerschaft für möglich halten zu können. Frau von Maintenon hatte bereits das 70. Jahr erreicht und die Prinzessin das 63.! Der Gegenstand des Interesses für Beide, der König,

war der jüngste von ihnen, nämlich 62 Jahre alt. Da Ludwig XIV., der die schönsten Frauen geliebt hatte, aber nun einmal die wunderliche Laune bekam, eine alte Frau zu heirathen, als er selbst noch in den besten Mannesjahren stand, so war es allerdings auch nicht ganz unmöglich, daß er noch einen Schritt weiter gehen konnte und sich für die Prinzessin des Ursins interessirte. Es war wenigstens Thatsache, daß er ihr unumschränktes Vertrauen schenkte und ihre Unterhaltung ebenso hoch wie ihre politische Einsicht stellte. Er veranlaßte endlich auch ihre Rückberufung nach Spanien, wo sie ihre alte Herrschaft alsbald wieder einnahm und selbst die Männer auswählte, welche ein Ministerium unter ihrer Leitung bilden sollten. König und Königin verehrten sie mehr als jemals; letztere glaubte namentlich, daß sie ihr die Erhaltung der Liebe ihres Gemals verdanke und folgte blindlings allen ihren Rathschlägen. Es hat kaum jemals eine zärtlichere Ehe auf dem Thron gegeben, als die zwischen Philipp V. und seiner Gemahlin. Die Prinzessin des Ursins hat allerdings das Verdienst gehabt, die junge Königin stets in der Achtung des Königs und des Volks zu befestigen, indem sie ihr die schöne und schwere Rolle zuwies, sich für Beide aufzuopfern.

Während des dreizehnjährigen Kampfes, den Philipp V. um seinen Thron führen mußte, hat die Prinzessin des Ursins überhaupt eine wahrhaft männliche Energie bewiesen; hätte die junge Königin nicht mit ihr so heldenmüthig ausgeharrt, so würde der schwache, fast weibisch unentschlossene Philipp unterlegen sein, trotz der wirklich glänzenden Siege, die einmal der Herzog von Orleans, sein Oheim, und ein ander Mal der

Herzog von Vendome für ihn erfochten hatten. Orleans vernichtete freilich die Früchte seines Sieges durch ein Intriguenspiel, welches Philipps Thron leicht stürzen und sogar Ludwig XIV. gefährlich werden konnte. Eine Krone zu erlangen, galt den Orleans ja von jeher aller Verbrechen werth!

Durch den Tod der Königin von Spanien sollte die Prinzessin des Ursins noch eine große Veränderung ihrer Verhältnisse erleben. Philipp V. war ein sehr trostloser Wittwer; als echter Sohn des durch seine Sittenreinheit berühmten Dauphin, den Frankreich so früh verlor, wollte er von keinem Ersatz hören. Der Prinzessin des Ursins gab er seine drei Söhne und bat sie, mit ihm die einsamen Mahlzeiten zu theilen. Sie beeilte sich, seinen Wunsch zu erfüllen, und bezog sogar einen und denselben Palast mit ihm, klugerweise einen andern, als in welchem er mit der Königin gelebt hatte. Sie ließ einen Corridor erbauen, der ihre Zimmer mit denen des Königs verband, damit er stets ungesehen zu seinen Söhnen gelangen konnte, aber auch stets die vertraulichsten Zusammenkünfte mit der Erzieherin derselben hatte. Sie war bereits damals zwei und siebenzig Jahre, aber in ganz Spanien und Frankreich war man fest überzeugt, daß der zwei nnd dreißigjährige König sie heirathen würde. Sogar Frau von Maintenon war neidisch auf diese Ehre ihrer Freundin, denn voraussichtlich würde sie es durchsetzen, wirklich Königin zu werden. Indessen überraschte sie der König eines Tages mit dem Befehl, ihm eine Gemahlin unter den legitimen Fürstentöchtern auszusuchen. Mit der größten Sorgfalt wählte sie Elisabeth Farnese von Parma und hoffte, unter dieser jungen Prinzessin ihr Herrscheramt behalten zu können, aber sie täuschte sich.

Noch ehe dieselbe den spanischen Boden betrat, verjagte sie mit wahrhafter Wuth die alte Frau, die ihr entgegengereist war, um sie für sich zu gewinnen. Sie zwang dieselbe bei starker Winterkälte im vollen Hofputz, ohne ihr eine Frist zu gestatten, nach Frankreich abzureisen. Als sie sich zur Wehr setzen wollte, zeigte ihr Elisabeth Farnese einen Brief des Königs, ihres Gemahls, wenn auch nur erst durch Procuration ihr angetraut, worin allerdings die Herrschsucht der Camerera mayor der Art geschildert war, um der neuen Königin Angst davor einflößen zu können. Sie befahl zwei Offizieren der Leibgarde, in die Carosse zu der Prinzessin des Ursins zu steigen und sie mit Gewalt bis an die französische Grenze zu bringen. Die Reise war furchtbar, im Winter Tag und Nacht das unwirthbare Spanien zu durchfahren! Die verwöhnte und kränkliche Prinzessin mußte sogar auf genießbare Lebensmittel verzichten und bekam oft nichts als einige verdorbene Eierspeisen. An der Grenze ließ man ihr in einem kleinen Städtchen endlich Zeit, sich andere Kleider zu verschaffen und an ihre Freunde in Frankreich zu schreiben. Aber auch von ihnen erhielt sie nicht die gehoffte Theilnahme; Frau von Maintenon war sichtlich gegen sie erkaltet, und auch Ludwig XIV. zeigte sich vollständig verändert gegen sie. Ein Versuch, sich bei dem Könige von Spanien zu rechtfertigen und eine Rückberufung zu erlangen, scheiterte auch vollständig. Er beklagte zwar das heftige und beleidigende Verfahren seiner jungen Gemahlin, aber er that nichts, um es wieder gut zu machen. Außerdem drohte ihr noch eine andere Gefahr; sie wußte, daß der Herzog von Orleans ihr erbitterter Feind war, da sie einst seine Intriguen in Spanien

enthüllt hatte, und überzeugte sich bei ihrem kurzen Aufenthalt in Versailles sehr bald, wie nahe bevorstehend das Ende Ludwig XIV. und also auch die Regentschaft des Herzogs war. Sie sah ein, daß sie dieses Ereigniß nicht auf französischem Boden erleben konnte, ohne von seiner Rache ereilt zu werden. So blieb ihr nichts anderes übrig, als wieder nach Rom zu gehen, von jeher das Asyl der gestürzten Größen des Welttheaters; sie versuchte es erst, einige Jahre in Genua zu leben, langweilte sich aber dort zu sehr und zog schließlich nach Rom, wo sie sich mit den Stuarts verband, um wenigstens nicht ganz ohne Hof und ohne Politik zu sein. Sie errang sich bald wieder Ansehen und Glanz, ihre Diplomatenkünste würden wahrscheinlich noch einmal die Welt bewegt haben, trotz ihrer achtzig Jahre, denn sie war noch geistesfrisch und rüstig, aber der Tod machte doch endlich sein Recht geltend und beschloß 1722 ihre Laufbahn. Sie überlebte ihre sieben Jahre ältere Freundin und politische Collegin, Frau von Maintenon, nur um drei Jahre.

Druck von Metzger und Wittig in Leipzig.

Hannah. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 2.

Herrin und Dienerin. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

Fr. Hilarius, Non possumus. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Edmund Höfer, In der Welt verloren. Zweite Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Edmund Höfer, Zur linken Hand. Novelle. 1 Bd. Preis Thlr. 1.

H. Junghans, Verflossene Stunden. Novelle. 1 Bd. Preis 25 Ngr.

John Halifax, Gentleman. Autorisirte Ausgabe. Zweite Auflage. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Georg Köberle, Alles um ein Nichts. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

Leben um Leben. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Leben, Ein edles. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 10.

Louise Mühlbach, Frauenherzen. Zwei Novellen. 2 Bde. Preis Thlr. 3.

Otto Müller, Der Fall von Konstanz. Historischer Roman aus dem 16. Jahrhundert. 3 Bde. Preis Thlr. 4.

Otto Müller, Der Majoratsherr. Ein Roman aus der Gegenwart. 3 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

Otfrid Mylius, Ein Meteor der Börse. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

J. v. Oben, Des Hauses Eckstein. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

Hermann Oelschläger, Wunderliche Leute. Humoristischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

Adolph Palm, Im Labyrinth der Seele. 2 Novellen. 1 Bd. Preis Thr. 1.

James Payn, Wie der Vater, so der Sohn. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3. 15.

James Payn, Gewonnen — nicht umworben. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 20.

Wilhelm Raabe, Christoph Pechlin. Eine internationale Liebesgeschichte. 2 Bde. Preis Thlr. 2. 20.

Sacher-Masoch, Zur Ehre Gottes! Ein Zeitgemälde. 1 Bd. Preis. Thlr. 1.

Sacher-Masoch, Falscher Hermelin. Kleine Geschichten aus der Bühnenwelt. 1 Bd. Preis Thlr. 1. 15.

Sacher-Masoch, Wiener Hofgeschichten. I. Band enthaltend: Maria Theresia und die Freimaurer. Preis 25 Ngr.

Sacher-Masoch, Russische Hofgeschichten. Historische Novellen. Erster und zweiter Band. Preis Thlr. 2.

Sacher-Masoch, Ein weiblicher Sultan. Historischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 3.

Johannes Scherr, Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Dritte Aufl. 4 Thle. in 2 Bdn. Preis Thlr. 3.

Johannes Scherr, Novellenbuch. 3 Bde. enth.: Schiller. Kulturhist. Novelle. 2. Aufl. 2 Bde. — Werther-Graubart. — Brunhild. — Rosi Zurflüh. — 1 Bd. Preis pro Band Thlr. 1. 15.

Max v. Schlägel, Pariser Todtentanz. Roman aus Frankreichs jüngster Vergangenheit. 2 Abthlgn. 6 Bde. Preis Thlr. 4. 15.

Max v. Schlägel, Die Wilden der Gesellschaft. 1 Bd. Preis Thlr. 1.

Herman Schmid, Die Türken in München. 2 Bde. Preis Thlr. 2.

Herman Schmid, Mütze und Krone. Zweite Auflage. 5 Bde. Preis Thlr. 3.

F. C. Schubert, Die Jagd nach dem Glücke. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Levin Schücking, Krieg und Frieden. Novellen. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Levin Schücking, Deutsche Kämpfe. Novellen. 2 Bde. Preis Thlr. 1. 15.

Alfred Steffens, Standesvorurtheile. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Robert Waldmüller, Das Vermächtniß der Millionärin. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Karl Wartenburg, Robespierre. Geschichtlicher Roman. 2 Bde. Thlr. 1. 15.

Weib, ein muthiges. Von d. Verf. v. „John Halifax." Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Preis Thlr. 2. 15.

Willibald Winckler, Die deutschen Kleinstädter in Amerika. 1 Bd. Preis Thlr. 1.

A. v. Winterfeld, Der Elephant. Humoristischer Roman. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

A. v. Winterfeld, Die Ehefabrikanten. Komisch-socialer Roman. 4 Bde. Preis Thlr. 2. 20.

A. v. Winterfeld, Modelle. Humoristischer Roman. 4 Bde. Preis Thlr. 2. 20.

A. v. Winterfeld, Die Reisen von Bambus u. Co. Komischer Roman. 3 Bde. Preis Thlr. 2.

Frau Henry Wood, Georg Canterbury's Testament. Autorisirte Ausgabe. 4 Bde. Preis Thlr. 3.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.